

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Paradiesvogel.

Roman von Paul Oskar Höcker.

(5. Fortsetzung.)

Durchs Telephon ließ Sirt von Soter eines Tages seiner Tochter nach dem Kurfürstendam melden, er hätte ein kleines Mißgeschick in der Bahn gehabt und müßte sich nach Hause schaffen lassen, um Umschläge zu machen. Ihr jung erworbenes Krankensplegetalent bekam da also rascher als gedacht ein Feld für neue Betätigung.

Als sie heimkehrte, lag ihr Papa schon auf dem Ledersofa im Speisezimmer. Einer der Reitlehrer hatte ihn im Verein mit dem Lazarettgehilfen, der zur ersten Hilfeleistung in solchen Fällen am schnellsten erreichbar war, in einer Droschke hergebracht. Sirt von Soter stellte eine besondere Klasse von Kranken dar. Trotz seiner Krafthubernatur war er im Grunde sehr wehleidig, schon bei einem einfachen Katarth oder einer Magenverstimmung; er versteckte aber seine Angst gewöhnlich hinter einem überraschenden Aufwand an Grobheit. Lotte, das „Mädchen für alles“, diente ihm als nächster Blityableiter. Er schimpfte wie ein Wachtmeister. Asta, die seine Schwäche kannte, hütete sich, viel Aufhebens von der Sache zu machen. Er ärgerte sich zwar, wenn man ihm nicht glauben wollte, daß er infame Schmerzen auszustehen hätte, noch unangenehmer pflegte er aber zu werden, wenn man ihn bedauerte.

„Vor allen Dingen nicht darüber reden, hol's der Teibel, ich kann das Gemammere nicht leiden. Man ist doch kein kleines Kind mehr, das mit Bonbons beschwichtigt werden muß. Also laßt das verdammte Gesichterschneiden, macht kein Trara davon, keine breite Bettelstuppe, geschehn ist geschehn, und damit holla!“

Er war es aber zumeist selbst, der immer wieder davon anfang.

Mutete man ihm zu, einen Arzt zu Räte zu ziehen, so wurde er feindlich. Das wußte Asta. Da sich's nur um eine leichte Quetschung und starke Schürfung seines linken Unterschenkels handelte, was mit Arnikaumschlägen und ruhiger Lage zu heilen war, so machte sie ihm den Vorschlag einer ärztlichen Konsultation nach der ersten glatten Weigerung kein zweites Mal. Das war ihm aber auch wieder nicht recht.

„Na ja, geht's um fremde Leute, dann läufst du dir die Sohlen ab, da wird ein Gezeter und Geseieres gemacht, daß einem hundselenend zumute wird; aber den leiblichen Vater kann der Teibel holen — und es kräht kein Hahn danach.“

Die Hunde, die ihm mit ihren Zärtlichkeiten sehr lästig fielen, hatten's in diesen Tagen auch nicht zum allerbesten. Der Terrier, der kraft seiner Intelligenz die Sachlage am ersten

begriffen hatte und vorsichtig jeder Berührung mit dem Tuch auswich, das über den unteren Gliedmaßen seines Herrn ausgebreitet lag, war das einzige Lebewesen, das dieser in seiner nächsten Nähe duldete. Wagte sich einer der täppischen Tackel an sein Leidenslager, dann arbeitete er sofort mit Wurfgeschossen, ob nun ein Schlüsselbund, ein Rotweinglas, ein Aschbecher oder ein Korkezieher das nächst Erreichbare war. In sein Stöhnen, Husten, Spucken, Poltern und Schimpfen mischte sich daher auch meistens das Bellen oder das Winseln und Miefen seiner vierbeinigen Freunde, deren Entfernung aus dem Zimmer er aber auch wieder unter keinen Umständen gestattete.

„Ich hatte mir da also den Schimmelhengst vom Bankier Schneider vorgenommen. Draußen im Freien ging er schon ganz gedählsche, der alte Bock. Aber nun regnete es doch. Ich also rein mit ihm in die Bahn. Schon in die Aufsteigehalle wollt' er nicht. Da kriegt er denn ein paar Eisen, die waren nicht von schlechten Eltern. Du Nas, du infamisches, dachst ich so bei mir, na warte, dich woll'n wir mal kuranzeln. Und da hab ich ihn denn nach Roten gezwiebelt, hol's der Teibel!“

„Bist du mit ihm gestürzt?“ fragte Asta, die die Weit-schweifigkeit seiner Schilderungen schon kannte.

„Ä, auch noch! Er stieg ja natürlich, der alte Bock; dann macht' er Männchen, wie im Zirkus, als wollt' er um Zucker bitten. Aber es nützt' ihm alles nichts. Klatsch, hatt' er eins. Und Klatsch, noch eins. Und da dreht sich das Luder dreimal auf der Hinterhand, und dann mit eins im Rechtsgalopp auf den Hufschlag und schmettert mich mit dem linken Bein gegen die Bande, das krachte nur so . . .“

„Wir können wahrhaftig noch von Glück sagen.“

„Eja. Erst dachst' ich wirklich, der Teibel holt mich. Die Engel hört man im Himmel pfeifen, sag' ich dir. Na. Aber ich bin doch noch viermal rund um die Bahn. Und jedesmal wenn wir an der verfluchten Stelle vorbeikamen, besah er seine Senge. Bloß hernach zum Runtersteigen, da braucht' ich doch zwei Kerls vom Personal. Hose zerrissen, glatt durch, ratsch, überm Knie, und Stiefelnaht geplatzt und alles blau und geschwollen.“

Sie hörte diese Darstellung noch mehrmals, jedesmal mit anderen Nuancen. Daß die Schmerzen nicht gering waren, wußte sie. Sie war erst vor zwei Jahren selbst einmal von einem scheuenden Pferd im Tiergarten mit dem Bein gegen einen Baum gedrückt worden. Eine kleine Schwäche verspürte sie davon noch heute nach größeren Anstrengungen.

Außer den Umschlägen gab es für einen Leidenden wie Sirt von Soter nur noch eine einzige Medizin: ein braves Glas Rotwein. Bei der ersten Flasche pflegte sich sein Grimm, diesmal gegen den nichtsnutzigen Schimmel vom Bankier Schneider, noch zu steigern. Bei der zweiten ward er gewöhnlich etwas sentimental.

In diesem Zustand war er dann jeder vernünftigen Vorstellung zugänglich.

Daß sein Pech auch für Asta gerade jetzt recht ungelegen kam, sagte er sich selbst. Er brauchte ihre Hilfe ja nicht weiter, der Lazarettgehilfe verband ihn täglich regelrecht, und fürs Pfeifetopfen und für andere kleine Handreichungen hatte er sich Lotte herangebildet, aber es war doch wohl vor Gernots nicht zu umgehen, daß Asta sich ihm widmete, d. h. daß sie wenigstens der guten Form halber wieder nach dem Vittoria-Luise-Platz zog.

Die Tage waren lang und wenig erquicklich. Was von draußen zu ihnen hereinkam, das waren eigentlich nur Rechnungen. Und das Hinziehen und Bertrösten hatte Asta nachgerade satt. Dabei hatte sie sich gerade in den letzten Wochen, weil sie doch repräsentieren mußte, zu großen Ausgaben verleiten lassen — vielmehr zu deren Verpflichtung.

Sirt von Soter beunruhigte es weiter nicht, seine Tochter in so überaus glänzendem Aufzug zu sehen. Er lobte im Gegenteil ihren Geschmack und gab ihr wohl noch durch seinen Bericht über eine Pariser oder Londoner Toilette, die die Gräfin Soundso auf dem Hippodrom oder im Tiergarten zum erstenmal gezeigt hatte, eine neue Anregung.

„Hol's der Teibel, mehr als bankrott kann man nicht werden!“ pflegte er sich in Geldklemmen zu beschwichtigen.

Eine gute Verkaufsvermittlung, ein Gewinn am Totalisator, eine Wette, ein höherer Geschäftsanteil beim Jahresabschluss oder sonst ein Glücksfall hatte ihnen noch immer dazu verholfen, an den gefährlichsten Hindernissen vorbeizukommen oder auch schlank und strupellos darüber hinweg. Gewöhnlich war es freilich nur der Ausweg, daß man, um das alte Loch zu stopfen, ein neues grub.

Jetzt mußte aber schon ein größerer Schlag gelingen — sonst kam man in Teufels Garüche!

„Was kann das schlechte Leben nützen!“ stöhnte er und ließ sich eine neue „Bulle Notpohn“ von Lotte herbeischaffen, die er in Fällen, wo sie in seinem Auftrag am Wirtschaftsgeld der jungen Baronin eine Zwangsanleihe machte, gemüthlich „wonnige Wunschmaid“ nannte. Er qualmte, trank, spielte mit den Hunden, blickte flüchtig in die Zeitung, legte Patienen und philosophierte weiter: „Das Leben ist kostspielig — und zeitraubend!“

Der „große Schlag“ beschäftigte auch Asta fortgesetzt. Aber sie genierte sich vor sich selber, diese ganze Angelegenheit so wie ihr Papa nur als eine Spekulation aufzufassen. Sie hielt doch immer noch Stücke auf sich. Und gerade in diesen letzten Wochen war sie einem so wohlthuenden Einfluß ausgesetzt gewesen, daß sie glaubte, zwischen sich und ihrem Vater eine unüberbrückbare, von Tag zu Tag noch wachsende Kluft wahrzunehmen. Im Grunde war es ja doch nur eine Rolle gewesen, eine Art Virtuosenrolle, die sie in der fremden Umgebung gespielt hatte; aber von all der Zartheit und Sinnigkeit der Lebensformen, der Noblesse der Gedanken und Gefühle dort war doch mancherlei auf sie übergegangen. Oder vielmehr: es hatte Verwandtes, in ihr Schlummerndes geweckt. Wenigstens war der ehrgeizige Wunsch in ihr lebendig geworden, das wirklich zu sein, was sie bisher nur schien.

Einen glatten, einwandfreien Weg dazu gab es für sie. Das wußte sie nun schon seit rund einer Woche. Sabine nannte sie „Wizemama“, sie hatte in einer empfindsamen Stunde gewissermaßen in höherem Auftrag sie in allerliebster Form gebeten, „immer bei ihnen zu bleiben“, und die Andeutungen, die Sabinens Papa am anderen Tage daran geknüpft hatte, stellten den ersten deutlichen Schritt seines Werbeganges dar.

Es wäre klüger gehandelt gewesen, wenn auch nicht so vornehm, hätte sie bei dieser Gelegenheit auch ihrerseits seiner Werbung einen Schritt entgegengetan. Hinterher grollte sie sich, da sie, ebenso verblümt und andeutungsweise, sich eine Bedenkzeit ausbeeten hatte. Denn nun war die Entscheidung wieder in die Ferne gerückt und damit die Dual der Wahl verlängert.

Asta war nicht so überlegen berechnend, wie ihr Papa glaubte. Für sie war die zweite Ehe, die sie nun einzugehen gedachte, mehr als ein Rechenerempel. Sie hatte jahrelang allen leichten und ernstlichen Verführungen getrotzt, sie war immer Herrin ihres Bluts geblieben. Die natürliche Sinnlichkeit hatte sie wohl auch wirklich mehr aus Klugheit denn aus Tugend niedergekämpft. Und so hatte sie schließlich selbst geglaubt, im Grunde eine durchaus kühle Natur zu sein. Aber in den letzten beiden Wochen war etwas Wunderbares, etwas für sie ganz Neues in ihr aufgetaucht und mächtig emporgewachsen, etwas Schönes und Furchtbares zugleich, an das sie nur mit Zittern denken konnte: sie liebte.

Ja: sie liebte zum erstenmal, zum allererstenmal in ihrem Leben!

Und zwar liebte sie ihren Mann. Sie liebte Theo, von dem sie sich damals so kaltblütig, so trozig ablehnend, unter so grausamen Abschiedsworten getrennt hatte.

Dreimal hatte er sie besuchen dürfen. Heimlich, ganz heimlich. Ihr Vater durfte nichts davon wissen. Nicht einmal das Dienstmädchen sollte eine Ahnung davon haben. Sie hatte Lotte darum immer weggeschickt, mit einem Auftrag, der sie um die verabredete Stunde aus der Gegend entfernte.

Theo von Gamp war noch ganz der junge, liebe, im Grunde so gutmütige und dabei ausgelassene Burche aus den Zeiten ihrer jungen Ehe.

Ein unheimlich banger Druck legte sich jetzt öfters auf ihr Gewissen, wenn sie an die Strupellosigkeit dachte, mit der sie ihren leichtsinnigen, leidenschaftlichen, für sie opferbereiten jungen Gatten damals mit in den schlimmen Handel hineingejagt hatte.

Die einzelnen Phasen des Herganges, den sie nun schon seit Jahren zu vergessen bemüht war, quälten und bedrückten sie in der letzten Zeit wieder wie nie zuvor.

... Ihres Vaters berühmte Lethel a. d. Sgambia, auf der Theo das Armeerenrennen gewonnen hatte, war der Stolz und die Zukunftshoffnung von ihnen allen dreien gewesen, denn die Ebbe in der Kasse mehrte sich bedenklich, und Sirt von Soter murmelte manchmal grimmig etwas von „in den Schulden ersaufen“. Es lagen für die Lethel hohe Angebote vor, besonders von einem Amerikaner, der sie für die New-Yorker Herbsttrennen haben wollte. Aber Theo erwartete noch eine äußerste, besonders glänzende Steigerung von dem nah bevorstehenden Distanzritt Hamburg-Rom, für den er die Lethel nun schon seit Wochen trainierte, in den letzten Tagen auf Urlaub in den Alpenpässen.

Wo er weilte, erfuhren sie nur ab und zu durch ein Telegramm. Eines Tages, Asta befand sich gerade mit ihrem Vater in Berlin, war ihr Schreck daher nicht gering, als Theo allein bei ihnen im Hotel eintraf, bleich und verstört und niedergeschmettert. Er brachte ihnen die Hiobspost: die Lethel war in einer abgelegenen Gegend von Oberitalien durch giftiges Trinkwasser binnen 24 Stunden an einer furchterlichen Kolik verendet.

Sie durften es keinem Menschen sagen, sonst hätten sich die Gläubiger, die sie auf den „großen Schlager“ vertröstet hatten, sofort über sie gestürzt. Mit Batterson, dem Amerikaner, stand Sirt von Soter längst in ersten Unterhandlungen: sein Vertreter weilte bereits in Hamburg.

Seit einem Vierteljahr besaß Sirt von Soters Stall Numero IV eine Doppelgängerin der Lethel, die Minka a. d. Gudrun.

Dahin fuhr Astas Vater noch in der Nacht mit dem jungen Offizier. Was dort und was darauf in Hamburg geschehen war, das erfuhr Asta erst eine Woche später.

Theo hatte sich auf die Minfa a. d. Gudrun gesetzt, ein vorzügliches Pferd, das auch schon seine Meriten hatte, wengleich es noch nicht Klasse war, und ritt sie fünf Stunden lang. Am folgenden Tage wieder, kehrte damit aber nicht mehr zurück. Minfa a. d. Gudrun wäre auf dem großen Übungsritt in Palzarone, vier Meilen nördlich von Mailand, den Folgen einer Kolik erlegen, so hieß es späterhin im Stall: ein böser Schlag für Sirt von Soter.

Aber wenigstens hatte er mit seiner berühmten Vethel Glück. Denn der famose Renner ging noch vor dem Distanzritt um einen bedeutenden Kaufpreis an seinen eifrigsten Bewerber nach Amerika: Patterson in New York. Der Baron von Gamp, so meldeten die Zeitungen, hatte in Hamburg persönlich die Einschiffung des kostbaren Pferdes überwacht, das einen besonderen aus New York verschriebenen Pflieger mitbekam.

Ein paar Monate darauf, als die Vethel in New York versagte, tauchten jene Standalnachrichten auf, die den jungen Freiherren die Minfa kosteten. Benigstens nahm er plötzlich seinen Abschied und ging ins Ausland. Und bei diesem einen Opfer blieb es nicht. Man konnte ja öffentlich nichts mehr beweisen, denn der von dem Amerikaner zuerst erwartete Prozeß verlief im Sande: die Vethel stürzte und ging ein, und der Baron von Gamp war spurlos von der Bildfläche verschwunden. In Sportkreisen begnügte man sich, nach Besänftigung des ersten großen Aufwuhrs, zu spotten: „Dieser Gaul starb euch sehr gelegen!“ Aber in Regierungskreisen gab man sich nicht damit zufrieden, daß der Inhaber eines so bevorzugten Vertrauenspostens den insamen Verdacht ungesühnt auf sich mit sich ließ. Den äußeren Vorwand zu der Entlassung in Ungnade bildete ein Streit mit dem Landstallmeister. Aber das Ende war: Sirt von Soter folgte seinem Schwiegerohn kaum ein Vierteljahr später auf die Glendtsfahrt. Er sank rasch. Das Geld, das der Handel eingebracht hatte, war sogleich vertan gewesen. Alle Quellen waren mit dem einen Schlage wie versiegt. Sie hatten alle drei ja das Talent gehabt, auch die rundesten Summen im Umsehen kleinzukriegeln . . .

Wie all das Trübe, das Gräßliche, aber auch all das Sonnige und Junge und Leichtsinrige jener Zeit in ihr wieder auflebte!

Zum dritten heimlichen Beisammensein brachte Theo eine freudige Botenschaft mit: eine gute Stellung winkte ihm. Sirt von Soter hatte ihm nur einen Rohrpostbrief geschickt, worin eine blaue Banknote und ein paar Zeilen steckten. Das originelle Schreiben im Depeschestil lautete: „Hans Dittrich, Neue Automobilfabrik Frankfurt, braucht Direktor — zufällig mit heranspringen bei Rittmeister v. Gneitsch — nichts von mir sagen, wenn ja, dann eher schimpfen auf Teibel komm' raus — laß dir's gut gehn, alter Schwede, aber hüte dich vor Verbindung mit uns, sonst geht alles futsch. Mehr kann ich nicht tun!“

Theo strahlte, er war ein ganz neuer Mensch, als er den ehemaligen Kameraden verließ, um sich im Sturmschritt zu Asta zu begeben, ihr den schriftlichen Erguß ihres Vaters zu zeigen und ihr Bericht zu erstatten.

„Woher wußte Papa?“ war dann seine erste Frage.

Ihr war alles ein Rätsel. Gewiß, ihr Vater, der sich immerwährend mitten unter Kapitalisten, in Sports- und Adelskreisen bewegte, konnte schon leicht eine gute Witterung bekommen. Aber daß er so keck und bestimmt in aller Hast gleich einen regelrechten Feldzugsplan entworfen hatte, das verblüffte sie.

In der Wohnung war es nie ganz still. Immer hörte man die Hunde bellen, vom Pläze drang das Dröhnen und Klirren der vorbeifahrenden Straßenbahnwagen, das vielstimmige Geschrei der spielenden Kinder herauf. Aber doch

kam eine zärtliche Vertrautheit in Astas kosettem Salon über sie beide. Und heiße Erinnerungen stiegen in ihnen auf.

Theo ging in seiner lebhaften Art auf und nieder. Während er sprach, griff er da ein Kissen, dort eine Quaste, eine Nippesache an, spielte damit, amüsierte sich über Kleinigkeiten auf dem Schreibtisch, die er aus der alten Zeit wiedererkannte — kurz, er war das Kind geblieben, das er damals gewesen war, stürmisch und voller Optimismus, gutmütig, leichtsinnig, willensschwach und nur dem Augenblick zugetan.

„Weißt du, Gneitsch war im Kadettenkorps doch mein Erzieher. Hernach hatt' ich ihn in Hannover als Reitlehrer. Wie ich so bei ihm antanze, da guckt er und guckt, und ich merk's ihm an, ganz allmählich steigt eine Erinnerung in ihn auf, und er weiß nicht recht: soll er mir die Hand geben oder nicht. Ja, das ist immer ein bißchen sauer. Weißt du, altes Mädel, in solchen Situationen — da fühlt man manchmal einen bösen Druck auf der Kehle, da geht's einem an Herz und Nieren.“

„Gott, Theo, ich kann's doch nicht vertragen, daß du immer und immer wieder davon anfängst!“

Er sann ein paar Sekunden lang vor sich hin. Dann ging ein wehmütiges Lächeln über sein schmales Gesicht, und er sagte kurz abbrechend: „Na ja. Hast recht.“

„Und wie war Gneitsch hernach — so im ganzen? Fragte er nicht, woher du wüßtest?“

„Ich mußte mich setzen und ihm erzählen. Über die Sache von damals sprach er natürlich auch. Er sagte aber nur: Sie waren in schlechten Händen, Gamp; wir wußten alle, daß Ihr Schwiegeralter Sie in die Predouille mitgerissen hat. — Na ja, aber darüber wollen wir jetzt doch auch nicht reden.“

Asta seufzte bloß auf.

„Details wollt' er gottlob nicht wissen. Reizender Kerl ist er, der Gneitsch. Du, er hat eine großartige Partie gemacht.“

„Aber aktiv ist er auch nicht mehr.“

„Nein. Ein Fräulein Simon ist es gewesen, mit Heidenbagen, wie mir scheint. Nun haben sie da also eine Automobilfabrik in Frankfurt aufgetan und brauchen einen Vertreter.“

„Sprach er gleich davon? Oder hast du angefangen?“

„Ein Wort gab das andere. Er hätte immer viel für mich übrig gehabt. Und wie ich ihm da von Bombay erzähle, ward's ihm ganz weh zu Mute. Na, er ließ eine Flasche Rheinwein kommen — und bei 'ner guten Zupport wurde alles besprochen.“ Theo blieb stehen, dehnte sich und verschränkte die Arme im Nacken. „Im Grund ist's wohl mehr der Name, den sie brauchen. Glänzend ist's ja auch nicht vorderhand. Aber ich könnte mich sachte einarbeiten, meint er. Dittrich, sein Kompagnon, sei ein Original. Nein, du, was er mir von dem erzählt hat. Der spricht nämlich ganz schwäbisch, mußt du wissen. Gneitsch hat ihn nachgemacht: Ha, wisse Se, Herr Rittmeister, oiner hat's Geld und der ander hat's Schenie. Mir ischt's Geld awwer ahng'nehmer! Nein, wir haben dann noch beide so gelacht.“

Sie war nun gleichfalls aufgestanden. Er hatte so etwas Rührendes in seiner Herzensfreude. Daß er von dem ehemaligen Kameraden trotz allem menschlich behandelt worden war, das hatte ihm ungemein wohl getan und ihn in seiner eigenen Schätzung gehoben. Das Glas Rheinwein, mit dem er auf seine neue Zukunft hatte anstoßen dürfen, schien für ihn eine Art Rehabilitierung. Wie genügsam ihn doch das harte Leben da draußen gemacht hatte.

„Wann sollst du reisen?“

„Übermorgen. Gneitsch hat mir einen kleinen Vorstoß gegeben. Er meint, in Räuberzivil dürft' ich dort nicht ankommen, Dittrichs wegen.“

„Wirßt du Papa auffuchen?“

„Besser nicht. Du sagst ihm doch auch nicht, daß wir uns gesprochen haben?“

„Nein, um Gottes willen nicht. Überhaupt niemand darf wissen . . .“

Sie hatte ihn nur eine Stunde bewilligt. Um sechs Uhr mußte sie wieder am Kurfürstendamm sein. Hut und Schleier und Handschuhe hatte sie auch gar nicht erst abgelegt. Nun schlang er aber seinen Arm um ihre Taille und zog sie mit sich, indem er, von seinen Ausichten schwärmend, sich daran berauschte, über die Stube ging. Sie duldete es ein Weilchen. Seine Glückseligkeit hatte sie ganz weich gemacht.

„Wenn dir's doch nur gut ginge in Frankfurt. Mach' bloß keine Dummheiten, Theo.“

Er lachte über ihre guten Lehren. „Weißt du, wenn ich nur erst wieder im Sattel sitze; reiten will ich dir dann die Bestie von Schicksal, daß du Augen machen sollst.“

„Mach's doch auch so wie Gneitsch.“

„Wie Gneitsch?“

„Gute Partie mein' ich. Hübscher Kerl bist du doch. Und frei. Es dürfte dir eigentlich nicht mehr fehlen.“

„Ach du. Kleiner Nacker. Von wegen frei.“

Er war stehen geblieben und umfaßte ihr Kinn so, daß sie den Kopf heben mußte. Aber sie preßte die Lippen fest aufeinander. Plötzlich überfiel er sie wieder mit seiner ganzen Wildheit.

„Laß mich. Du hast versprochen . . . Theo, ich hab' dein Wort . . . Laß mich, oder es ist alles aus, ich schwör' dir's zu!“

Unter seinen heißen Küffen erhitzte, berauschte sich ihr Blut wieder. Schließlich weinte sie — wie noch bei jedem Zusammensein mit ihm. An Tränen von ihr konnte er sich aus der früheren Zeit her gar nicht erinnern. Sie hatte jetzt aber gerade damit die größte Macht über ihn.

„Asta, sag doch, das soll nun doch nicht unser Abschied sein?“ bettelte er, als sie endlich nach einem erschrockenen Blick auf die Uhr ihn wegschicken wollte.

Sie konnte kaum sprechen, so stark war ihre Erregung; sie nickte nur heftig.

„Ich brauche doch erst übermorgen zu fahren, Sonntag früh, oder auch erst mit dem Mittagzug. Wenn ich bloß Montag bei Dittrich bin. — Also morgen abend, was meinst du? Asta! Ja — sag' doch!“

Sonnabends verließ Sirt von Soter gewöhnlich um acht Uhr die Wohnung. Dem Mädchen konnte man ein Zirkusbillet schenken, schlug Theo vor.

Ein leises Zittern meldete sich in ihren Knien.

Er umfing sie wieder, preßte sie an sich und küßte sie auf den Mund, die Augen, ins Haar, aufs Kinn und auf den Hals. Mit dem Kopf über seinen Arm zurückgesunken, die Augen schließend, gab sie sich seinen Küffen wie trunken hin.

„Was tußt du — ach, Theo, was tußt du!“ flüsterte sie.

Die Angst riß sie wieder aus seinen Armen. In wenigen Minuten konnte Lotte von ihrem Weg aus der Stadt zurück sein.

„Ich darf kommen, Asta, sag' Ja, ich darf kommen, gelt?“ fragte er bittend wieder und wieder.

„Ich weiß nicht. Nein, es ist besser . . .“ Sie hielt ihre Hände, von denen er ihr in zärtlichem Ringen die Handschuhe abgezogen hatte, an die Schläfen und schloß die Augen. „Du bist so grausam, Theo, so grausam.“

„Du — vielleicht sehn wir uns dann lange nicht! Hast du denn nicht ein kleines Fünfchen mehr übrig für mich? . . . Wenn mir's dort schlecht geht, hörst du nichts mehr von mir. Das steht fest. Also deswegen — Angst brauchst du nicht etwa zu haben.“

Sie schüttelte den Kopf und schlug die Augen groß auf. „Das ist es doch nicht, Theo,“ sagte sie leise, recht traurig, daß er sie nicht anders einschätzte.

Er küßte ihre Finger, küßte ihr auch die Innenseite ihrer Hände, schmeichelte und bettelte, ganz wie früher. Dann lachte er wieder in seiner jugendlichen Art hell auf. „Aber sobald ich die erste halbe Million zusammengetraht hab', Asta, dann — verlaß dich drauf — dann komm' ich und hol' dich.“

„Altes Kind du!“

„Und morgen? He?“

Ihr Atem ging wieder hastiger. „Ich schreibe dir. Zum Abend hast du einen Rohrpostbrief.“

„Sicher?“

„Ganz sicher.“

„Warum sagst du mir jetzt noch nicht? Warum nicht bestimmt?“

„Ich weiß doch selbst noch nicht, ob ich fort kann. Es darf doch nicht auffallen. Meine Freundin . . . Und auch hier Papa, das Mädchen . . .“

„Schreib mir, daß ich herkommen darf. Bitte, bitte, bitte. Abends. Ganz allein. Ja?“ Er flüsterte es heiß und dringlich dicht an ihrem Munde.

„Ich will sehen!“ hauchte sie.

Ein langer, langer Abschiedskuß. Dann blieb sie allein zurück.

Aber sie fand kaum ein paar Augenblicke, um sich zur Not zu sammeln. Dann klingelte es schon wieder an der Entree. Und als sie hastig öffnete, weil sie glaubte, Theo hätte etwas vergessen, stand Wjshchnewski vor der Schwelle. Da galt es, rasch wieder Herrin über sich zu sein.

Am anderen Tage passierte dann der Unfall, der Sirt von Soter auf unbestimmte Zeit ans Haus sesselte.

Noch spät abends, es war schon neun Uhr vorbei, kam ein Dienstmann, der ein Billett für Asta brachte und auf Antwort wartete. Sie hatte es nicht leicht, die Sache vor dem ungebildigen Patienten zu vertuschen.

Theo schrieb ihr, an den Unfall glaubte er nicht. Wenn sie ihm nicht bestimmt verspräche, daß sie sich vor seiner Abreise noch sähen, so käme er hin, ganz gleich, ob es mit ihrem Vater dann endlich die Aussprache setzte, die sie doch alle drei lieber vermeiden wollten.

In den späteren Vormittagsstunden des folgenden Tages, eines Sonntags, hatte Asta sicher einen Besuch Sabinens und ihres Papis zu erwarten, denn sie würden ihrer Teilnahme an dem Unfall Ausdruck geben wollen. Also bestimmte sie Theo ein frühzeitiges Rendezvous. Sie wollte mit dem Sechsuhrzug nach Wannsee fahren. Um diese Stunde war es ausgeschlossen, daß man dort einem Bekannten begegnete. Das Fräulein war sie von ihren Ausritten her gewohnt, und er hatte dann immer noch Zeit, mittags den Zug nach Frankfurt zu erreichen.

Während sie sich in der Frühdämmerung erhob — ihren Vater ließ sie in der Meinung, daß sie eine Reittour verabredet hätte — empfand sie eine prickelnde Lust an diesem Abenteuer mit seinen Heimlichkeiten und seinen Aufregungen.

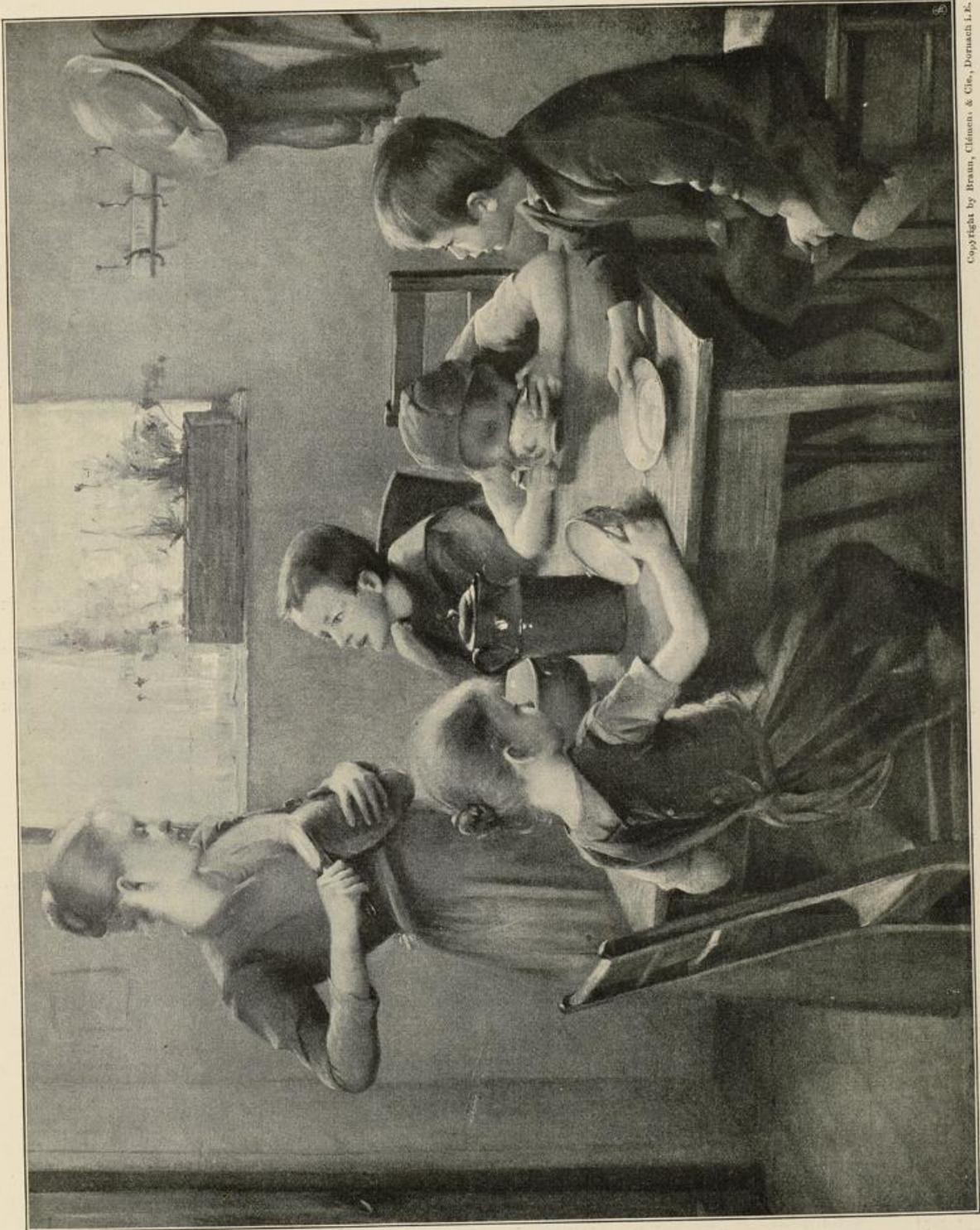
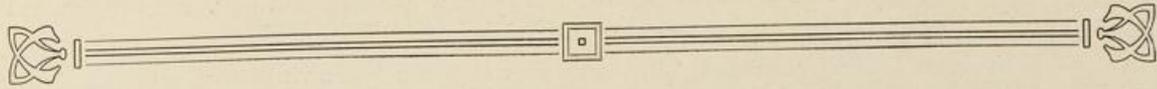
Ihr erster Blick war der nach dem Himmel. Es versprach ein herrlicher Morgen zu werden.

Sie wollte sich recht jung und hübsch machen, um Theo zu gefallen. Aber freilich bedingten die frühe Stunde und die besonderen Verhältnisse, unter denen sie sich da draußen trafen, Einfachheit des Auftretens; vor allem ihrer Toilette, wollten sie nicht auffallen.

Von Kopf bis zu Fuß kleidete sie sich in feines, duftiges, spizenreiches Zeug. Nur ihr Kleid mußte schlicht sein. Auch seidene Unterröcke paßten nicht für eine solche Partie. Ihr neues blaues Cheviotkostüm war also das einzige, das in Frage kommen konnte. Es war sehr pikant gearbeitet, mit Blüffes aus blaugrün kariertem Seide; immerhin war es noch das am wenigsten auffällige. Ein einfacher Matrosenhut stimmte dazu am besten. Als sie vor dem Spiegel in aller Hast sich noch einmal musterte, mußte sie lächeln. Sie kam sich wie eine verliebte kleine Putzmakerin vor, die sich mit ihrem Verehrer oder heimlichen Bräutigam draußen im Grünen treffen wollte, in losgelassener Sonntagsstimmung.

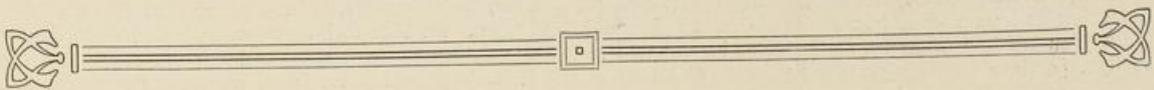
Es war Mai, es war ein strahlender Morgen, und eine wehmutsvolle Zärtlichkeit, die sie selbst beglückte, zitterte in ihr.

Leise trat sie in den Flur. Dem Mädchen hatte sie noch abends über alles Bescheid gesagt. Für den Patienten und für die Wirt-



Copyright by Braun, Clemens & Cie., Darmstadt i. H.

Unser täglich Brot.
Gemälde von C. Höderstein.



Zum
nicht
Es
auch
bitte.
ring.
allein
zur
der
Theo
welle.
von
kam
Mit-
dem
Wenn
Ab-
ihrem
e drei
Tages,
s und
nahme
te sie
Sechs-
aus-
Das
, und
Frank-
ihren
e ver-
diesem
ungen.
sprach
Theo
and die
trafen,
wollten
stiftiges,
Auch
Ihr
das in
et, mit
es noch
stimmte
ast sich
sich wie
an Ver-
treffen
nd eine
e in ihr.
abends
ie Wirt-

schaft war gejorgt. Vor zwölf Uhr brauchte sie also nicht zurück zu sein. Die Hunde knurrten im Speisezimmer, beruhigten sich aber sofort wieder, als sie Aftas Schritt erkannten.

Erst als sie die Treppe hinabstieg, überfiel sie mit einem Male wieder der Gedanke an Sabine, an Gernot.

Wenn die ahnten, auf welchem Weg sie sich jetzt befand!

Doch rasch suchte sie die Beängstigung von sich abzuschütteln. Der schöne Maiensonnitag draußen zog sie wieder in den Bann.

Sie mußte auch eilen, um rechtzeitig zur Bahn zu kommen. Auf der Wanderung durch die schon von vielen Ausflüglern belebten Vorortstraßen, beim Anblick all der lustigen Feiertagsgesichter stellte sie sich immerzu Theo vor, der klopfenden Herzens ihrer harrete. Und sie fühlte, nein, sie hörte ihre eigenen Pulse hämmern.

Es war verabredet, daß sie vom Bahnhof Zoologischer Garten abfahren würde, während er die Wannseebahn benutzte. In dem Coupé, worin sie Platz fand, saßen lauter Pärchen, meist ganz junge Leute. Stolz und glücklich und doch verlegen blickten sie um sich und beobachteten. Sobald eines den Handschuh abzog, vereinigten sich die Blicke aller anderen auf dem Goldfinger. Nein, Trauringe trugen die auch nicht! schienen sie sich darauf mit einer gewissen forschenden Genugtuung zu sagen.

Asta drückte sich ins Polster. Wenn sie nur den qualenden Gedanken an Wjtschnewski hätte loswerden können. Sie war sich selber böse darüber, daß ihr gerade jetzt immer und immer wieder die peinlichen Umstände seines Besuchs einfielen. Wenn irgend jemand von den Bekannten sie heute da draußen sah, war zwischen ihr und Gernot alles vorbei. Das wußte sie. Warum begab sie sich sehenden Auges in diese neue Gefahr? War ihr Theo denn wirklich so viel wert? Stand er ihrem Herzen so nahe, daß sie alle Zukunftshoffnungen um dieser einen Stunde willen leichtfertig in den Wind schlug?

Wenn Gernot sein Vorhaben ausführte, wenn ihn keine Warnung ihrer Feinde noch im letzten Augenblick davon abbrachte, wenn er ihr seinen Namen bot . . . Eine glänzende Zukunft tat sich dann vor ihr auf: die Zigeunerjahre waren vorbei, die Lüge hatte ein Ende!

Sie sah die jungen Paare im Coupé nur noch wie durch dichte Wolfenschleier.

Ob sie im Zug sitzenbleiben sollte, an der Station, an der Theo sie erwartete, vorüberfahren?

Knirschend ward jetzt die Zugbremse eingesetzt. Die jungen Herren im Wagen lachten, die Mädchen hielten sich die Ohren zu. Alles stand auf.

„Wannsee!“

Sie fuhr mit empor und blickte hinaus. Über junges Birkengrün und durch das blaugrüne Gezweig der rotstämmigen Kiefern schweifte der Blick über den blauen See, auf dem sich weiße Segel spannten. Alles war in das Sonnengold des jungen Maientags getaucht.

Der Zug hielt, die Türen öffneten sich, lachend, schwäzchend, drängend, sichernd strebte alles ins Freie. Es war eine solche zwingende, berauschte Lebenslust in dem jungen Volk.

Auf dem Bahnsteig stand Theo. In seinem neuen, sommerlichen Anzug sah er noch ebenso jung aus wie damals als Bräutigam. Nur sein Blick hatte etwas Melancholisches bei aller Beherztheit seines Auftretens. Sie mußte an Hannover denken, an die Harzreise, an Cannes und Ostende und Hamburg. Eine heiße, stürmische Blutwelle stieg ihr vom Herzen herauf. Seine etwas ängstlich blickenden Augen suchten in dem Gewirr der hellen Toiletten, der hellen Schirme und bunten Sommerhüte.

„Asta —!“ stieß er plötzlich fast jubelnd aus.

Im Nu war er an der Tür. Und sie sprang die beiden Stufen hinunter ihm entgegen.

Die Nächststehenden, die ihr stürmisches Wiedersehen beobachteten, lachten; ein junges Mädchen, das sich an den Arm eines hübschen Sergeanten klammerte, nickte Asta unwillkürlich zu.

Das schöne Wetter, die fröhliche Stimmung, der Umstand, daß man überall fast nur junge Pärchen sah, stellte eine Art Vertraulichkeit her, über deren Berechtigung sich keines so genau Rechenschaft zu geben wußte.

„Ich dachte schon, du kämst nicht, Asta!“ sagte er ein wenig atemlos.

Sie nahm sofort seinen Arm. Es war ihr erst wohl, als sie seine Nähe, seine junge Wärme fühlte.

„Ich hab' dir's doch versprochen, du!“ flüsterte sie. Aber sie erschrak über irgend etwas Fremdes in ihrer eigenen Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Der Lettenaufstand in Livland und Kurland.

Von Prof. Dr. Otto Harnack.

Als ein Land idyllischen Stillebens, trotz stetigen geistigen und materiellen Fortschritts, galten vor einem Menschenalter die baltischen Provinzen Rußlands, die ehemaligen Erbslande des „Heermeisters in Livland“. Wer vor dreißig Jahren dort heimisch gewesen ist, der denkt noch heute mit unausrottbarer Anhänglichkeit an Lebensbedingungen und Lebensformen zurück, die unserer hastenden Zeit allgemeinen Daseinstampfes so unglaublich erscheinen wie die Märchen vom Paradiese. Aber mit wie graufamer Elementargewalt hat auch dort der Gang der Geschichte das Idyll vernichtet; der Bund mit des Geschickes Mächten ist auch dort kein ewiger gewesen. Zwei zerstörende Katastrophen haben das Land betroffen: zuerst die Russifizierung der Verwaltung und des Bildungswesens, die nach manchen Vorversuchen gerade vor zwanzig Jahren mit konsequenter Brutalität ihr Zerstörungswerk begann, und jetzt die lettische Revolution, die, wenn sie auch nur die eine Hälfte der Urbevölkerung mit so fanatischer Gewalt ergreifen hat, doch den Gesamtzustand bis ins tiefste erschüttern muß. Wenn ich an den Zustand, der bis zu Anfang der achtziger Jahre herrschte, zurückdenke, so muß ich sagen, die Deutschen lebten schon seit dem Siege der Russifizierung in Ruinen ihres einstigen stattlichen Hauses; jetzt hat die äußere Zerstörung die

innere vollendet, und die rauchenden Trümmer der Schlösser und Fabriken sind die Symbole der zerstörten politischen und kulturellen Selbständigkeit. Und welch tragische Verkettung! Die zweite Katastrophe trat gerade in einem Augenblicke ein, da die russische Regierung selbst die Folge der ersten zum Teil rückgängig zu machen suchte, da sie einen Teil ihrer Russifizierungsmahregeln selbst wieder aufhob. Ein Hoffnungsstrahl hatte also den baltischen Deutschen wieder geleuchtet. Ist er jetzt endgültig erloschen? Darauf kann nur ein Blick in ihre Geschichte und ihre Lebensbedingungen die Antwort geben.

Die deutsche Bevölkerung setzte sich von alters her aus drei Elementen zusammen: aus den Besitzern der Rittergüter, die bis zum Jahre 1866 sämtlich in Händen des einheimischen Adels waren, seit dem genannten Jahr von jedermann erworben werden konnten; sodann aus dem städtischen Patriziat, hauptsächlich der Großaufmannschaft von Riga und Reval; endlich aus den sogenannten Literaten, d. h. Vertretern der Berufsarten, die akademische Bildung erfordern: Geistlichen, Ärzten, Rechtsanwältinnen, höheren Lehrern usw. Wenn in früheren Jahrhunderten diese drei Gruppen sich fremd, öfters feindselig gegenüberstanden, so hatten sie seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein festes, einigendes Kulturband in der

1802 gegründeten deutschen Universität Dorpat gefunden. Zudem Adel, Patriziat und Literatentum sich gewöhnten, ihren Angehörigen die höhere Bildung an der Universität Dorpat erteilen zu lassen, wurde ein gemeinsamer Boden geschaffen, auf dem die früher schroffen Standesunterschiede sich mehr und mehr milderten, so daß schließlich die Zugehörigkeit zur Hochschule, besonders auch zu ihren landsmannschaftlich gegliederten Verbindungen zum eigentlichen charakteristischen Erkennungszeichen des baltischen Deutschen wurde. Man begreift leicht, welchen Schlag für das Deutschtum unter diesen Umständen die Russifizierung der dann „Jurjew“ benannten Universität um das Jahr 1890 bedeuten mußte! Der Stand der deutschen Literaten wurde dadurch zum Aussterben verurteilt; der Großgrundbesitz, die Großkaufmannschaft und die Großindustrie mußten sehen, wie sie durch Aufbietung ihrer materiellen Mittel auf privatem Wege ihren Familien deutsche Bildung erhalten wollten. Das haben sie, trotz aller Regierungsschikanen, auch nach Kräften redlich getan; aber der deutsche Kulturschatz, den die Universität darbot, konnte damit doch nicht ersetzt werden.

Doch auch das Verhältnis zur Urbevölkerung, zu den Letten und Esten, ist von der Verfassung der Universität aufs schwerste betroffen worden. Bis vor zwanzig Jahren galt es als selbstverständlich, daß, wer von den Esten und Letten sich höhere Bildung aneignete, dadurch zum Deutschen wurde. Wenn er auch die Zugehörigkeit zu seinen Stammesbrüdern nicht verleugnen wollte, so war er doch von deutscher Bildung und deutschem Wesen so durchtränkt, daß er sich nicht mehr fremd den Deutschen gegenüberstellen konnte. Das vollbrachte im entscheidenden Maß die Universität. Nachdem sie russisch geworden und überhaupt aus einer Stätte der Wissenschaft zu einer Anstalt äußerlichen Drills und geheimer Intrigen geworden war, konnte sie das natürlich nicht mehr leisten; Deutsche, Letten und Esten gingen ihre gesonderten Wege, alle im Stillen bestrebt, ihre Eigenart mit möglichster Fähigkeit zu wahren.

Man hat den Deutschen öfters zum Vorwurf gemacht, daß sie die Letten und Esten nicht „germanisiert“ hätten. Soweit dieser Vorwurf überhaupt einen Sinn hat, könnte er sich nur auf die Zeiten unbedingter Gewaltherrschaft beziehen, in denen man vielleicht das Deutschtum den Eingeborenen ebenso hätte aufzwingen können, wie man ihnen das Christentum aufzwang. Für das neunzehnte Jahrhundert aber ist der Vorwurf vollkommen widersinnig. Viel zu entwickelt war in ihm von Anfang an das Nationalgefühl, als daß es denkbar gewesen wäre, daß zweihunderttausend Deutsche zwei Millionen Esten und Letten, die von der Leibeigenschaft befreit waren, gewaltsam hätten zu Deutschen machen können. Dagegen darf man unbedenklich aussprechen, daß deutsche Kulturerrungenschaften ihnen bei voller Wahrung ihrer Muttersprache reichlich zugute kamen. Die lutherische Religion wirkte nach dieser Richtung hin sehr stark, da die ganze Geistlichkeit deutsch ausgebildet, da alle religiösen Schriften aus dem Deutschen übersetzt waren, da der ganze Gottesdienst sich streng an den deutsch-protestantischen angeschlossen. Die Volksschule, die vor der Russifizierung ausschließlich der Selbstverwaltung des Landes unterstand, von jeder Regierungseingriffung frei war, überlieferte lauter deutsche Kulturelemente, wenn auch in der estnischen oder lettischen Sprache; sie war vorzüglich eingerichtet und hatte die gesamte Volksbildung auf eine hohe Stufe gehoben. In der eigenen Verwaltung und Justiz, die den Behörden der Landgemeinden gewährt war, in den Verwaltungsangelegenheiten, die sie gemeinsam mit den Deutschen in den größeren Kirchspielsversammlungen erledigten, bewegten sie sich durchaus im Rahmen der im Lande von jeher geltenden deutschen Rechtsgrundsätze, das russische Recht kam hier überhaupt nicht in Betracht.

Aus alledem geht schon hervor, wie vollkommen grundlos der Vorwurf ist, die Deutschen hätten das Landvolk grausam bedrückt. Es war dazu längst gar keine Möglichkeit mehr

vorhanden. Auch die Bedrückungen in den Zeiten der Leibeigenschaft waren nicht schlimmer als in manchen anderen deutschen Gebieten gewesen, man lese z. B. des alten Johann Heinrich Voß „Idyllen“ von den Leibeigenen in Holstein; aufgehoben aber wurde die Leibeigenschaft in den baltischen Landen schon 1819 auf eigene Initiative der Ritterschaft. Dem folgte allerdings zunächst eine Periode der Fronwirtschaft. Aber um die Mitte des 19. Jahrhunderts begann, wiederum aus eigenem Antriebe der Reformpartei des Adels, eine zweckmäßige Bodenreform, durch die ein leistungsfähiger, grundbesitzender Bauernstand im Laufe von etwa zwei Jahrzehnten geschaffen wurde. Der Wohlstand der Landbevölkerung hob sich unter der zielbewußten Förderung des deutschen Großgrundbesitzes im Laufe des 19. Jahrhunderts in solchem Maße, daß schon das äußere Bild der Lebensformen sich völlig verändert zeigte. Diese ganze Entwicklung ist von der russischen Regierung immer nach Möglichkeit erschwert worden; wenn öfters behauptet worden ist, die russische Regierung habe die Esten und Letten gegen die bösen Absichten der Deutschen beschützt, so sind das bare und blanke Lügen.

Trotz alledem soll nicht behauptet werden, daß in dem Verfaßten der Deutschen im baltischen Lande keinerlei Ursachen zu der traurigen Entwicklung zu finden seien. Gerade bei der Agrarreform stehen die Licht- und Schattenseiten dicht nebeneinander. Man hatte sich mit Erfolg bemüht, einen lebensfähigen Kleingrundbesitz auf verhältnismäßig großen und ertragreichen Bauerngütern zu schaffen. Es liegt aber auf der Hand, daß gerade deshalb diese Vorteile nur relativ wenigen Bauern zuteil werden konnten, daß der größere Teil landlos bleiben und als Tagelöhner, „Knechte“, bei den Groß- oder Kleingrundbesitzern sein Brot verdienen mußte. Hierdurch kam es unter den Letten und Esten auch zu einer Art ständischer Scheidung. Der Landbesitzer — Gutsbesitzer, wie er in Livland genannt wird — trat in eine gewisse Solidarität mit dem Rittergutsbesitzer. Diese wurde noch dadurch verstärkt, daß auch für die ländliche Selbstverwaltung natürlich nur der Landinhaber in Betracht kam und der „Wirt“ hierdurch mit dem Gutsherrn auch in eine gewisse Gemeinschaft politischer Aufgaben eintrat. Um das Schicksal der Landlosen aber kümmerte man sich dabei sehr wenig. Ein schwerer Vorwurf wird freilich aus dieser Unterlassung kaum abzuleiten sein. Daß die Masse der „Knechte“ niemals politische Bedeutung gewinnen könne, dieser Gedanke ist wohl vor einem Menschenalter kaum irgend jemand gekommen, und zwar dem Eingeborenen wohl ebensowenig wie dem Deutschen. Und war es denn außer den Grenzen der Ostprovinzen viel anders? Trotz allem Liberalismus, der damals herrschte, war der demokratische Zug, der in den letzten Jahren mit so gewaltiger Stärke in Europa aufgetreten ist, damals noch nicht merkbar und auch von den Wenigsten vorausgesehen.

Schwerer dürfte eine andere Unterlassung zu bewerten sein, die den Deutschen während der letzten Jahrzehnte zur Last gelegt werden muß. Je mehr Esten und Letten zu höherer Bildung emporstiegen, desto größer wurde natürlich unter ihnen auch der Wunsch, die eigene nationale Kultur ihres Volkstammes zu heben, in ihrer eigenen Sprache eine eigene politische Presse und schöne Literatur ins Dasein zu rufen. Hierbei fanden sie aber nicht die Sympathien der Deutschen. Während diese früher, besonders die protestantischen Geistlichen, selbst dafür gearbeitet hatten, die Volkssprachen im Interesse des kirchlichen Lebens und der Elementarbildung überhaupt erst zu Schriftsprachen zu machen, zogen sie sich mißtrauisch zurück, als die estnischen und lettischen Literaten anfangen, sich höhere und weitere Ziele zu stecken. So bildete sich allmählich eine Kluft zwischen den vorgeschrittenen, sogenannten „Jungsten“ und „Jungletten“ auf der einen und den Deutschen auf der anderen Seite. Es schien dies aber ziemlich bedeutungslos zu sein, bis die entschiedenen Russifizierungsbestrebungen der Regierung seit 1880 die ganze Lage der Deutschen veränderten. Nun hätten sie sich darüber klar werden müssen, daß sie nur im

Bunde mit der Landbevölkerung den Russen widerstehen könnten, daß dem kolossalen Reich gegenüber das kleine Land sich nur behaupten könnte, wenn seine Bewohner alle unbedingt zusammenstünden, wenn Deutsche, Letten und Esten sich als eine Gemeinschaft fühlten und gegenseitig verträten. Aber diese Erkenntnis kam nicht zum Durchbruch: die Deutschen verharrten in streng nationaler Einseitigkeit dabei, das Deutschtum allein den Kampf nach allen Seiten aufnehmen und ausfechten zu lassen.

Diese von überkühnem Selbstvertrauen geleitete Stellungnahme hätte sehr schnell zur Vernichtung des Deutschtums führen können, wenn die russische Regierung an Stelle der deutschen Herrschaft im Lande irgend etwas Positives zu setzen verstanden hätte. Es zeigte sich aber auch hier, was sich in Polen, Litauen, Finnland gezeigt hat, daß der Russe nur Kultur zu zerstören, keinesfalls Kultur zu schaffen weiß. Anfangs, in den ersten achtziger Jahren nahm die Regierung die Miene an, als wollte sie die Letten und Esten in ihren Selbstständigkeitsbestrebungen fördern und ihre nationalen Kräfte gegen das verhaßte Deutschtum ausspielen. Allein sehr bald erwies sich dies als eine Maske, die dann auch gänzlich fallen gelassen wurde — und der leere, öde Zerstörungstrieb, der sich gegen alle kulturellen Besitztümer der Ostseeprovinzen richtete, wurde die einzige Triebfeder der Regierungsmaßnahmen. Die Volksschule wurde dem Namen nach russifiziert, in Wirklichkeit gänzlich ruiniert, so daß das Volk tatsächlich ohne elementare Bildung aufwuchs. Die einheimischen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden wurden aufgehoben und durch russische ersetzt, deren Signatur wie überall die Bestechlichkeit und die Willkür waren; mit allen möglichen Mitteln suchte man das Volk von der protestantischen Kirche zur griechisch-orthodoxen herüberzuziehen und untergrub dadurch nur die Achtung vor kirchlichem Leben überhaupt und die Ehrlichkeit religiöser Überzeugung.

Die Folgen einer derartigen zwanzigjährigen Regierungspolitik liegen jetzt klar zutage; eine Generation ist aufgewachsen, der die notwendigsten Grundlagen menschlichen Gemeinschaftsbewußtseins fehlen, die, losgelöst von ihrer Vergangenheit, von den gegebenen heimischen Verhältnissen, zugleich aber erfüllt von Haß und Verachtung gegen das Gesamtreich, nur ihren rohen Instinkten folgt und sich dabei bis zu Akten tierischer Wildheit fortziehen läßt. Wenn in diesem wüsten Gebaren die Letten weitaus die Esten übertreffen, so liegt das zum Teil in dem Volkscharakter, der bei den einen mehr sanguinisch, bei den anderen mehr phlegmatisch ist; dann aber auch in einem sachlichen Umstand. Bei den Esten sollen nach zuverlässigen Berichten die bäuerlichen Grundbesitzer die Oberhand behalten haben und sollen der systematisch verwüstenden

Revolution noch heute in eigenem Interesse einen Damm entgegensetzen; unter den Letten dagegen haben die Landlosen, die nicht viel zu verlieren haben, das Heft in die Hand bekommen, haben offenbar unter der Leitung einzelner höher gebildeter Führer ihre angebliche „Republik“ organisiert und die lettischen Grundbesitzer, zum Teil sehr gegen deren Willen, gezwungen, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Ihr Ziel ist offenbar, Kurland und das südliche Livland in einen Zustand der Verwüstung zu versetzen, der den vertriebenen Deutschen die Rückkehr einfach unmöglich macht.

Und so werden wir zu unserer anfänglichen Frage zurückgeführt: Ist dieser Plan im Gelingen, oder besteht noch eine Hoffnung für das baltische Deutschtum? Zunächst ist dabei zu betonen, daß das Deutschtum doch nicht identisch ist mit dem Großgrundbesitz, daß vielmehr auch die größeren Städte starke Horte der deutschen Kultur sind. Riga allein zählt gegen 70 000 Deutsche unter 2—300 000 Einwohnern, und sie repräsentieren Besitz und Intelligenz; daß sie von lettischen Vanden verdrängt oder ausgerottet werden könnten, daran ist nicht zu denken. So wird ein Kern von Deutschen immer vorhanden bleiben. Auf dem flachen Lande freilich wird die Zukunft der Deutschen zunächst sehr prekär sein. Vielen werden sicherlich die Mittel fehlen, um sich im Besitz ihrer verwüsteten Güter zu erhalten; sie werden genötigt sein, sie bei wieder geordneten Verhältnissen zu verkaufen, und zum Ankauf werden sich die Letten natürlich gern bereit finden. Aber andererseits dürften die Letten doch nicht genügende Kaufkraft haben, um Rittergüter in Massen zu erwerben, — und da nach aller Wahrscheinlichkeit der Grundbesitzende Adel in Estland und im nördlichen Livland seine Stellung behauptet, so wird mit dessen Hilfe voraussichtlich doch wohl nach manchen Wechselfällen auch im Süden der Grundbesitz wieder in deutsche Hände kommen. Freilich die Kraft und Aktionsfähigkeit der livländischen und kurländischen Ritterschaft wird auf einige Zeit hinaus gelähmt sein, und der Schwerpunkt des Deutschtums wird mehr in die Bürgerschaft, vor allem nach Riga hinfallen.

Damit aber das Deutschtum diese schwerste Krise überwinden könne, bedarf es vor allem der materiellen und der moralischen Anteilnahme der Deutschen des Mutterlandes. Sie hat den baltischen Deutschen nur zu lange gefehlt. Hoffen wir, daß die furchtbaren Ereignisse der letzten Zeit unter uns mehr und mehr das Bewußtsein dafür erwecken werden, was wir jenen vorgeschobenen deutschen Kämpfern schulden, die seit siebenhundert Jahren, einst mit dem preußischen Ordensland vereint, jetzt schon seit vielen Generationen bloß aus eigener Kraft in der Ferne deutsches Wesen erhalten und verbreitet haben!

Dschiu = Dschitsu.

Von E. Falkenhorst.

„Hier wurde die Schlacht von Waterloo gewonnen!“ Wellington selbst soll auf dem Spielplatze zu Eton diesen Ausspruch getan haben. Er wird oft und gern zitiert, wenn es sich darum handelt, den im Kulturleben schlaffer werdenden Menschen zu bedeuten, daß körperliche Tüchtigkeit eine der Grundbedingungen kriegerischer Erfolge bildet. Als nun in den letzten Jahren das siegreiche Vordringen der Japaner die Welt überraschte, begann man nach der Quelle japanischer Kraft zu forschen, und einige glaubten sie in eigenartigen gymnastischen Übungen, die im „Lande der aufgehenden Sonne“ sich eingebürgert haben, suchen zu sollen.

Dschiu-Dschitsu, zu deutsch „Muskelbrechen“, heißt jenes System, das den Körper stählt und ihn schmiegsam und gelenkig macht, das aber außerdem eine Menge Kunstgriffe lehrt, die den Jünger des Dschiu-Dschitsu instand setzen, sogar körperlich stärkere Gegner leicht zu überwinden. In England, dem Lande des Sports, und in Amerika hat man zunächst

dieser japanischen Athletik größere Aufmerksamkeit geschenkt; man ließ sich Lehrmeister übers Meer kommen, und nicht nur Männer, sondern auch Frauen begannen sich in Dschiu-Dschitsu zu üben. Später tauchten auch in anderen europäischen Ländern auf verschiedenen Sportplätzen Jünger dieser mongolischen Kunst auf. Auch Bücher, Leitfäden zur Erlernung dieser Kunstgriffe erschienen, und deren eines „Dschiu-Dschitsu“ von G. Irving Hancock, wurde neuerdings von Max Bannwitz verdeutscht. Aus ihm erfahren wir auch einiges über die Entstehung und Entwicklung der Kunst des Muskelbrechens.

Im alten feudalen Japan gab es eine Kriegerkaste, die „Samurai“, die den Fürsten Heeresfolge leisteten, zum Abzeichen ihres Standes zwei Schwerter tragen durften und in mancher Beziehung in ihrem Verhalten den Rittern des mittelalterlichen Europas ähnlich waren. Das Kriegshandwerk war ihr Lebenselement, jede andere körperliche Arbeit galt ihnen schimpflich. Wie unsere Ritter ihre Turniere hatten, so

übten sich die Samurai fleißig im Handhaben der langen Schwerter, im Ringen, Laufen und Springen. In der Erziehung ihrer Jugend legten sie auf Stählung des Körpers das größte Gewicht, wurde doch ein schwacher Jüngling aus dem handfesten Stande dieser Ritter ausgestoßen. Unter diesen Kriegern bildete sich nun allmählich ein System von Leibesübungen aus, das von unserem Turnen, Ringen, Fechten und Voren durchaus verschieden ist, aber von jedem etwas hat. Es ist das Dschiu-Dschitsu, das anfangs nur den Samurai bekannt war, seit einigen Jahrzehnten aber, nach der Umgestaltung Japans, ein Gemeingut des Volkes geworden ist, und in dem auch die japanischen Soldaten und Polizisten nach Kräften ausgebildet werden.



Abb. 1. Wurf über die Schulter.

Es handelt sich dabei in der Hauptsache um einen Zweikampf, der so lange fortgeführt wird, bis der eine der Gegner sich ergibt, für besiegt erklärt. Dabei werden Kampfmittel angewendet, die auf unseren Sport- und Turnplätzen gegenwärtig nicht üblich sind. Zum Austeilen von Schlägen benutzt man z. B. im Dschiu-Dschitsu nicht die geballte Faust, sondern die Kante der flachen oder geöffneten Hand. Durch planmäßige Vorbereitung kann sie allerdings zu einem sehr wichtigen, ja höchst gefährlichen Kampfmittel ausgebildet werden. Der Schüler im Dschiu-Dschitsu beginnt damit, daß er mit der äußeren Kante der offenen Hand täglich einige Minuten lang leichte Schläge gegen harte Gegenstände, wie z. B. ein Brett oder eine Tischplatte, ausführt. Der kleine Finger muß dabei mit verwendet werden, aber die Schläge dürfen nicht so stark sein, daß sich in der Hand Schmerzen einstellen. Allmählich steigert man die Wucht, und nach und nach wird die Handkante abgehärtet; schließlich erreicht sie eine solche Festigkeit und Unempfindlichkeit, daß es ein Leichtes ist, einen Stock zu zerbrechen, wenn man gegen ihn mit der Handkante einen senkrechten Schlag führt. So gelangt der Schüler in den Besitz einer natürlichen Waffe, mit der er dem Gegner äußerst schmerzhaft und lähmende Hiebe versetzen, ja mit der er ihm sogar den Armknochen zerbrechen kann.

Noch raffinierter ist ein zweites Kampfmittel. Jedermann weiß aus Erfahrung, daß an verschiedenen Teilen unseres Körpers besonders empfindliche und leicht schmerzende Punkte vorhanden sind. Packt man z. B. eine bestimmte Stelle am Oberarm so an, daß die Finger sich in die Muskeln hinter der Mitte des Knochens eingraben, während sich die Spitze des Daumens in die Muskeln vor dem Knochen drückt, so preßt man nicht nur die Muskeln, sondern auch die in dieser Gegend verlaufenden Nervenstränge zusammen. Die Folge davon ist ein heftiger Schmerz und zugleich eine Lähmung des Armes, die den Gegner augenblicklich hilflos macht.

Diese schwachen Punkte sucht der Dschiu-Dschitsu-Schüler zu-

nächst an seinem eigenen Körper auf; er übt an ihnen verschiedene Griffe und Schläge ein; dadurch lernt er nicht nur die anatomische Lage der Angriffsstellen genau kennen, sondern setzt allmählich ihre Empfindlichkeit gegen etwaige Griffe und Schläge künftiger Gegner nach Kräften herab.

Eine weitere Vorbedingung für die Erlangung der Dschiu-Dschitukunst bildet die allgemeine Stärkung der Muskeln und mögliche Erhöhung der Gelenkigkeit. Eine der ersten Übungen, die zu diesem Zwecke vorgenommen werden, heißt wenig zu treffend der Fingerkampf. Die Gegner stehen einander gegenüber, strecken ihre Arme seitwärts aus und drücken ihre Hände mit verschränkten und übergehakten Fingern gegeneinander. Beide lassen sich nach vorn fallen, so daß sie Brust an Brust und mit gespreizten Beinen so weit wie möglich zurückstehen. In dieser Stellung fangen die Gegner an, miteinander zu ringen, wobei jeder seine Brust, so stark wie er nur kann, gegen die des anderen drückt, um ihn zurückzudrängen. Sieger ist der, der seinen Gegner zwingt, von der Mitte des Zimmers allmählich bis zur Wand zurückzuweichen. Wie einfach auch diese Übung erscheint, so ist sie doch ungemein anstrengend und stärkt die meisten Muskelgruppen des Körpers. Das ist auch ihr Hauptzweck und nicht das Gewinnen, und darum wird auch bei den Anfängern der Sieger im voraus bestimmt.



Abb. 3. Packen und Drehen des Handgelenkes.

Im weiteren Verlauf kommt der Schüler an die Rücken-trägerübung, die eine Ergänzung des Fingerkampfes bildet. Die Übenden stehen Rücken an Rücken und halten die Arme seitwärts ausgestreckt, so daß die Hände etwa in die Taillenhöhe fallen. Zugleich haken sie ihre Hände so ineinander, daß die Finger dicht verschränkt sind und die Handrücken aneinanderliegen. Nun beugt sich der eine vorwärts, so daß er den anderen vom Boden hebt, und hält ihn so möglichst lange schwebend. Anfangs gelingt das nur für wenige Sekunden, ein Meister in der Kunst kann aber seinen Genossen mühelos hundert Meter weit tragen.

Bei allen diesen Übungen ist Vorsicht geboten, man muß darauf achten, daß das Herz nicht überanstrengt wird. Bei den ersten Anzeichen des Herzlopfens ist die Übung sofort zu unterbrechen und erst nach völliger Beruhigung wieder aufzunehmen. Erst allmählich stellt sich die nötige Anpassung ein. Der Schüler, der seinen Körper methodisch stählen will, muß natürlich seine ganze Lebensweise danach einrichten. In dieser Hinsicht weichen die Vorschriften des Dschiu-Dschitsu nicht von denjenigen ab, die einsichtsvolle Lehrer der Gymnastik zu allen Zeiten gegeben haben. Mäßigkeit im Essen, Enthaltung von reizenden Getränken und Gewürzen, reich-

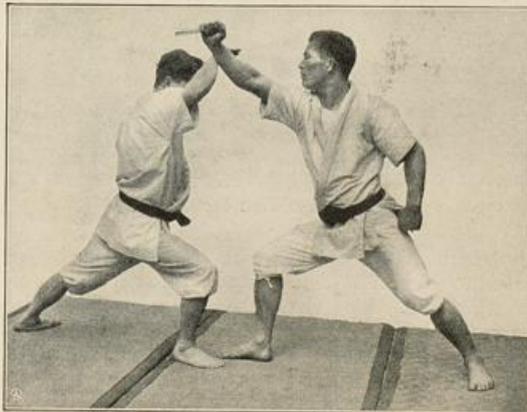


Abb. 2. Parieren des Dolchstoßes.

licher Genuß frischer Luft, verbunden mit Atemübungen, sowie fleißige Pflege der Haut durch Baden sind die goldenen Gesundheitsregeln für jeden Menschen und doppelt wichtig für denjenigen, der die Leistungsfähigkeit des Körpers zur höchsten Vollendung entfalten will.

Hat der Schüler seinen Körper genügend gestählt und gelenkig gemacht, so wird er erst in die eigentlichen Geheimnisse des Dschiu-Dschitsu eingeweiht. Jetzt lernt er die Kunstgriffe, mit denen er im Zweikampf den Gegner niederwerfen kann. Einige solcher Griffe erfordern große Muskelkraft. Das ist z. B. bei dem „Wurf über die Schulter“ der Fall, den unsere erste Abbildung wiedergibt. Zumeist wird er so eingeleitet, daß der Angreifer das rechte Handgelenk seines Gegners packt und nun den Arm von hinten über die eigene linke Schulter zieht. Blißschnell läßt er sich dann auf sein linkes Knie nieder und drückt den Arm des Gegners hinunter, bis die Hand den Boden berührt. Nun richtet er sich mit entsprechender Beugung des Körpers auf, und die Folge davon ist, daß der Gegner über die

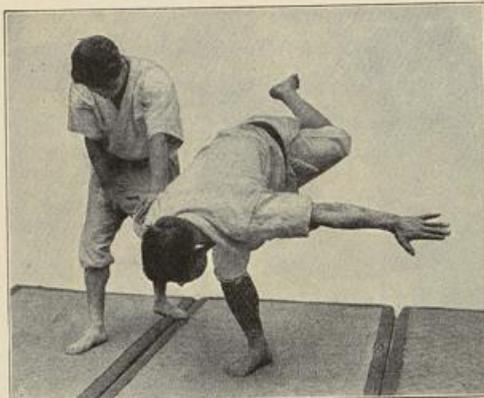


Abb. 4. Fällen des Gegners.

Schulter zu Boden fliegt. Im passenden Augenblick kann man die Wirkung auch durch einen Ruck an dem Nack des Gegners unterstützen. In der Regel wird aber auf die Wucht des Angriffs nicht das Hauptgewicht gelegt. Überlisten ist hier vielmehr die zum Sieg führende Methode. Der Feind wird an der schwächsten Seite gepackt und festgehalten; sucht er sich mit Gewalt zu befreien, so bereitet er sich um so größeren Schmerz, und erschöpft in kürzester Zeit, ist er sozusagen durch seine eigene Kraft besiegt. Gegen alle diese schönen Kunstgriffe gibt es aber Gegengriffe, so muß man Angriff und Abwehr üben, gegen einen starken Trumpf wird ein stärkerer ausgespielt, es bedarf schließlich einer wahren Aalglätte, einer erstaunlichen Geistesgegenwart, um aus dem blißschnell wechselnden Ringen als Sieger hervorzugehen. Der Mongole hält jeden Hieb und Griff für erlaubt, und wir können nicht sagen, daß schließlich der Kampf ritterliche Situationen aufweist. Auch der Kehlgriff wird von den Jüngern des Dschiu-Dschitsu geübt, und man hat sich viel Mühe gegeben, die besten Kehlgriffe und die besten Abwehrmittel dagegen zu erfinden.

Daß verschiedene dieser Griffe und Schläge gefährlich sind, liegt auf der Hand. Hancock warnt in seinem Buch vor einer ganzen Reihe von Kunstgriffen und vor Schlägen, die auf der Stelle tödlich wirken. Aber die Japaner sind äußerst höfliche Leute und haben auch so unerschütterlichen Gleichmut, daß sie die gefährlichen Tricks niemals auf dem Übungs- oder Spielplatz anwenden, sondern nur im Ernstfall, im Kampf auf Leben und Tod von ihnen Gebrauch machen.

Ein geübter Dschiu-Dschitsumpfer kann durch seine Geschicklichkeit selbst einen bewaffneten Gegner überwinden. Unsere Abbildungen geben die einzelnen Phasen eines solchen ungleichen Kampfes wieder, bei dem es sich um die Abwehr eines Dolch- oder Messerangriffs handelt. Zunächst (Abbildung 2)

sehen wir, wie der Angegriffene den beabsichtigten Stoß mit der gehärteten Handkante pariert. In der zweiten Position (Abbildung 3) hat er das Handgelenk des Messerhelden gepackt und sucht es zu verdrehen, gleichzeitig hat er mit der Linken den Kniff am Oberarm angewendet und dem Angreifer ein Bein gestellt. So bringt er ihn, wie dies die vierte Abbildung zeigt, durch schmerzhaftes Ziehen und Drücken am Arm zu Falle. Zuletzt (Abbildung 5) kniet er sofort auf das Ellbogengelenk des Hingestreckten nieder und entwindet ihm die Waffe.

An diesen Beispielen haben wir in aller Kürze die Grundzüge des Dschiu-Dschitsu skizziert; wir können aber die überschwängliche Bewunderung dieser Leibesübungen nicht teilen und auch nicht zugeben, daß die kleinen gescheiten Japaner darin etwas Neues ausgeklügelt haben.

Es gab auch bei uns eine Zeit, in der das Ringen die gleiche Bedeutung hatte wie bei den Samurais. Es wurde geübt als eine Kunst, den Kampf fortzusetzen, wenn die Waffe verloren gegangen

war. So finden wir in den ältesten Anleitungen, die noch spärlich erhalten sind, Ratschläge, mit welchen schmerzhaften Griffen und Kniffen, mit welchen lähmenden Schlägen man den Feind niederzwingen oder auch abwehren kann. Da finden wir den „Haargriff“ der Japaner, den Stoß mit dem Knie nach dem Bauch, die Kehlgriffe, wobei man dem Gegner den Zeigefinger in „eins der drei Löcher am Halse“ setzte. Zselin erzählt von solchen Kniffen in seiner „Geschichte der Leibesübungen“. Am Hofe des Kaisers Friedrich war ein Jude, ein trefflicher Ringer, der alle Jünglinge des Hofadels im Ringen niedergeworfen hatte, indem er sie am Hüftknochen faßte und den Gegner durch den Schmerz, den dieses Anfassens verursacht, schwächte und besiegte. Das war ein geübter Dschiu-Dschitsumann im Mittelalter. Er war aber wohl zu höflich in der Ausübung seiner Kunst; denn als er mit einem „Niesen“, der an den Hof kam, sich im Zweikampf versuchte, brach ihm der Athlet das Genick. Noch im Jahre 1674 wurde von einem Ringer Nikolaus Petters in Amsterdam ein mit vielen Bildern geschmücktes Buch herausgegeben, in dem man eine Menge von Kunstgriffen beschrieben und abgebildet findet, die dazu dienen sollen, einen Gegner niederzuwerfen und unschädlich zu machen. Viele von ihnen gleichen den Vorschriften des Dschiu-Dschitsu bis aufs Haar. Sie werden bei der damaligen Unsicherheit der Landstraßen zur Abwehr räuberischer Überfälle empfohlen. Wo aber in Eu-

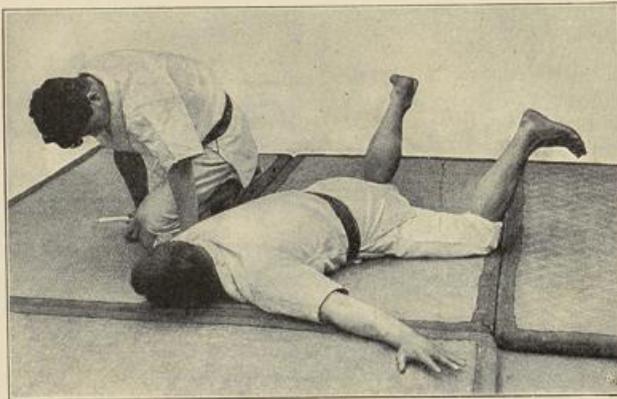


Abb. 5. Entwinden der Waffe.

ropa das Ringen und Fechten der Kurzweil halber getrieben wurde, säuberte man es allmählich von derartigen Kniffen und Griffen, verpönte sie als Roheiten und sprach mit Verachtung von solchen Stücken, die „sich für grobe Leute gehören“ und nicht „geelliglich“ sind. Gewiß muß man zugeben, daß Ausschreitungen bei allen Kampfspielen vorkommen können; je nach der Erziehung der Spielenden schwanken hier die Grenzen des Erlaubten,

und so ist es auch wohl gut möglich, daß Dschiu-Dschitsu in manierlicher, höflicher Art geübt wird. In seinen Grundzügen aber stellt es eine für unsere Zivilisation veraltete Form der Leibesübungen dar. Es ist auch dort drüben im fernem Osten ein Kind des Mittelalters, und es ist eine Frage, ob die Künste der Samurai in dem modern gewordenen Japan sich auf die Dauer erhalten. Denn das ist doch zu beachten, daß man die Stählung des Körpers, die Erhaltung der Gesundheit durch viele andere anziehendere Leibesübungen erzielen kann. Praktisch ist Dschiu-Dschitsu allerdings in Fällen, wo es sich um Abwehr roher oder gar lebensgefährlicher Angriffe handelt. Leute, die solchen Angriffen ganz besonders ausgesetzt sind, können sich mit Vorteil im Dschiu-Dschitsu üben, und darum sind Kurse darin bei Polizeibeamten usw. sehr angebracht. Das ist auch in verschiedenen Staaten versucht worden. Ob eine Ausbildung

im Dschiu-Dschitsu für die Wehrkraft des Volkes von wesentlichem Belang ist, muß sehr bezweifelt werden. Das Heer braucht eine gesunde, frische, kräftige Jugend; diese wächst auch auf guten Spiel- und Turnplätzen, in Wanderungen durch Wald und Au, in Berg und Tal, bei Schwimmen und Rudern heran. Die Höchstleistungen des Dschiu-Dschitsu, die Kniffe und Kunstgriffe können in modernen Schlachten kaum verwertet werden. In ihnen liegen auch nicht die Wurzeln der japanischen Erfolge; die Siege von Liautang und Tsuschima wurden doch mit europäischen Waffen erfochten, und die siegreichen Strategen waren gelehrige Schüler unserer Offiziere. Bei aller Anerkennung japanischer Genügsamkeit, Ausdauer und Gelehrigkeit dürfen wir doch nicht übersehen, daß die Hauptquellen der japanischen Kraft, die sich plötzlich so mächtig entfaltet hat, bei uns zu Lande geschlossen sind.

Charakterbilder.

Von Paul Heyse.

Das Unglück, Verstand zu haben.

Der Zug war nicht überfüllt. Ich durfte hoffen, in meinem Coupé allein zu bleiben, zumal nachdem ich mich mit dem Schaffner darüber verständigt und meinen Wunsch durch einen gehaltvollen Händedruck bekräftigt hatte. Doch schon auf einer der nächsten Stationen, wo ein großes Menschengewühl den Bahnhof füllte, öffnete mein Gönner plötzlich die Tür und trug einiges Handgepäck herein, mit verlegenem Achselzucken und indem er mir zuraunte: Hab's nicht anders machen können. Es nur eine einzelne Dame, aber was für eine!

In der Tat folgte ihm auf dem Fuß eine Dame, deren Erscheinung das Zeugnis des Schaffners rechtfertigte: eine schlanke Gestalt mit leichten, sicheren Bewegungen, in der geschmackvollsten, doch sehr einfachen Reisetoylette, unter einem silbergrauen Schleier ein anziehendes, nicht mehr ganz junges Gesicht mit ernst, dunklen Augen und einem Grübchen in der linken Wange. Sie erwiderte meinen Gruß mit einem leichten Neigen und installierte sich in der leeren Fensterecke mir gegenüber, indem sie ein elegantes Handtäschchen neben sich stellte, den Schleier zurückschlug und ein Buch hervorholte, in das sie sich, sobald der Zug sich wieder in Bewegung setzte, eifrig zu vertiefen schien.

Ich hatte nun alle Muße, sie näher zu betrachten, da sie nicht die geringste Notiz von mir nahm und die Gegend, durch die wir fuhren, so reizlos war, daß sie keinen Blick durch das Fenster warf. Die breiten Augenlider fielen mir auf, die sie auf das Buch gesenkt hatte, die schöne Stirn unter dem leicht gewellten aschblonden Haar und die zarte Linie der geraden Nase, deren Flügel leicht erzitterten, wenn etwas, das sie las, sie erregte. Besonders schön war der Mund, der auch im Schweigen einen lebhaft bewegten Geist verriet, während das schon erwähnte Grübchen dem Gesicht bei allem Ernst einen witzigen Zug verlieh.

Das Buch, das sie las, war ein Tauchnitzband. Doch stand es mir außer Zweifel, daß ich eine Deutsche mir gegenüber hatte, und so sehr ich es sonst vermeide, in einem Eisenbahnwagen Bekanntschaften anzuknüpfen, diesmal fühlte ich eine lebhaft neugierige, von dem ungewöhnlich anziehenden Wesen etwas Näheres zu erfahren, vor allem zu hören, was für eine Stimme aus diesem weichen und doch charaktervollen Munde ertönen möchte.

Ein Blick, den ich zufällig auf das Handtäschchen warf, kam mir zu Hilfe. Ich las auf einem silbernen Schildchen den Namen der Besitzerin, einen mir sehr wohlbekannten, da einer meiner Jugendfreunde, der in Berlin wohnte, diesen Namen trug. Ohne mich lange zu bedenken, ergriff ich diesen

Anknüpfungspunkt und sagte, als die Leserin nun doch einmal eine Pause machte und in die vorbeistiegende Landschaft hinaus sah:

Ist es sehr indiscret, gnädige Frau, wenn ich eine Frage an Sie richte, zu der mich der Name auf Ihrer Reisetasche anregt? Alte Freunde von mir heißen so, und obwohl der Name nicht ganz selten ist, kommt er in dieser Schreibart doch nur in einem engeren Kreise weniger Familien vor. Wenn Sie daher mit dem Berliner Zweige verwandt wären — mein Freund ist Professor an der Universität . . .

Sie sprachen von meinem Onkel, erwiderte sie ruhig, dem älteren Bruder meines Vaters. Es ist wieder die alte Geschichte von der kleinen Welt, in der man keine hundert Schritte tun kann, ohne auf Menschen zu stoßen, mit denen man in näherer oder entfernterer Beziehung steht. Auch Sie sind mir nicht fremd, nicht bloß als Schriftsteller. Ich habe Ihr Porträt bei meinem Onkel gesehen, als ich vor acht Jahren längere Zeit in seinem Hause lebte und oft von Ihnen sprechen hörte.

Ihre Stimme war sehr klangvoll, aber ihre Art zu sprechen hatte etwas Müdes, Gleichgültiges, wie wenn sie es im Grunde nicht der Mühe wert hielte, sich zu äußern, oder, während sie sprach, an etwas anderes dachte.

Ich war längere Zeit nicht wieder in Berlin gewesen, und da mein dortiger Freund ein Feind des Briefschreibens war, ohne Nachricht von ihm geblieben. Nun hatte ich den besten Anlaß, das Gespräch mit meiner schönen Reisegefährtin fortzusetzen, indem ich sie nach allen Mitgliedern seiner Familie befragte.

Sie gab mir freundlich Bescheid, und die herzliche Art, wie sie von ihren Verwandten sprach, besonders von den beiden Töchtern des Hauses, ihren Nuzinen, zeigte mir, daß sie die beste Eigenschaft des Menschen besaß, sich an fremdem Glück zu erwärmen. Beide Mädchen, die ich noch als Backfische gekannt, waren seitdem glückliche Frauen und Mütter geworden, was ich nur durch gedruckte Anzeigen erfahren hatte.

Sie war mir, während sie sprach, immer schöner und lebenswürdiger erschienen. Ich tat immer neue Fragen, auch solche, deren Beantwortung mir ganz gleichgültig war, nur um zu sehen, wie ihre feingeschwellten Lippen sich bewegten und die weißen Zähne dazwischen vorglänzten.

Seltzam, daß ich Ihnen dort nie begegnet bin, gnädige Frau, noch von Ihnen gehört habe, sagte ich endlich.

Das ist sehr einfach, versetzte sie. Ich bin vor acht Jahren zum ersten Male nach Berlin gekommen, und seitdem

haben Sie sich dort nicht mehr blicken lassen. Bis dahin hatte ich in Frankfurt an der Oder gelebt, wo mein Vater Justizrat und ein vielbeschäftigter Advokat war. Unsere Berliner Verwandten haben uns oft zu sich eingeladen. Ich konnte aber nicht leicht von Hause fort, meine Mutter war gestorben, als ich erst vierzehn Jahr alt war, da mußte ich für sie eintreten, die Wirtschaft führen und den Vater versorgen und meinen einzigen Bruder, der zwei Jahr älter war als ich. Erst als der Vater gestorben war, konnte ich das Haus verlassen, da der Bruder längst als Pächter auf einem großen Gut im Fränkischen lebte. Ich war damals fünf- undzwanzig Jahre alt, noch eine rechte Provinzplanze, der es sehr not tat, in der Großstadt ein bißchen aufzublühen. Aber bis zur gnädigen Frau, wie Sie mich nennen, habe ich's in Berlin nicht gebracht. Ich bin noch immer Fräulein und werde als solches wohl auch dereinst zu meinen Müttern versammelt werden.

Sie hatte das ganz heiter gesagt und sah mich nun mit einer Miene an, als ob der Ausdruck meines Gesichts sie im höchsten Grade belustigte.

Scheint Ihnen das so unglaublich? sagte sie. Frauen Sie mir nicht so viel Verstand zu, daß ich mit meinen vier- unddreißig Jahren mich resigniert haben sollte, endgültig sitzen geblieben zu sein und dazu verurteilt, die Heilige Katharina zu frisieren? Oder bedauern Sie mich aufrichtig, daß ich die sogenannte Bestimmung des Weibes verfehlt habe?

O, mein Fräulein, versetzte ich nun auch in dem gleichen scherzhaften Ton, ich machte ein so dummes Gesicht, nur weil ich vor einem ganz anderen Dilemma stand: entweder zu glauben — verzeihen Sie, wenn ich etwas sage, das nach einem Kompliment aussieht — daß die Männer keine Augen im Kopf gehabt hätten, oder daß keiner gekommen wäre, der Ihr Herz hätte rühren können.

Und welcher dieser beiden Hypothesen würden Sie den Vorzug geben?

Jedenfalls der letzteren. Vielleicht gerade, weil Sie viel unworden wurden, haben Sie die Dual der Wahl empfunden und immer noch auf den entscheidenden Himmelswinde gewartet.

Sie sah nachdenklich vor sich hin. Ihre Lösung des Rätsels ist sehr schmeichelhaft, aber sie trifft nicht ganz zu. Um zu verstehen, wie das so gekommen ist, müssen Sie mich und das wunderliche Leben, das ich geführt habe, näher kennen. Das wäre aber zu weitläufig und kann Sie nicht ernstlich interessieren.

Glauben Sie? sagte ich. Das kann Ihr Ernst nicht sein, da es, abgesehen von dem Eindruck, den Ihre Person auf mich gemacht hat, überhaupt mein Metier ist, Menschen-schicksale zu ergründen. Und da ein freundlicher Zufall uns zusammengeführt hat und wir hier ungestört sind —

Sie lächelte. Sie haben recht, ich sitze hier wie im Beichtstuhl, und Sie haben gewiß nicht zum erstenmal die Bekenntnisse einer mehr oder weniger schönen Seele mitangehört. Auch ist, was sich mit mir ereignet hat, nichts, was nur aus meinem besonderen Charakter zu erklären wäre, oder gar einer Schuld entspränge, die man geheim halten möchte. Mein Fall ist der von vielen Tausenden meiner Schwestern und läßt sich auf eine sehr einfache Formel bringen. Es soll eine russische Komödie geben, die den Titel hat: „Das Unglück, Verstand zu haben.“ Sehen Sie, das Unglück ist mir begegnet.

Sie werden sagen, daß das heutigentags kein so großes Unglück für eine Frau sei, wie in der Guten alten Zeit noch vor fünfzig Jahren, wo man von dem schwachen Geschlecht, wenn es sich um eine Lebensgefährtin handelte, vor allem ganz andere Eigenschaften schätzte als Verstand: allerlei praktische häusliche Talente und was man Gemüt, Hingebung, Unterordnung unter den männlichen Willen nannte. Es ist wahr, wir sind aus diesem Puppenstand herausgekommen und dürfen unsere Flügel frei bewegen, und um zu wissen, in welcher

Richtung wir's am besten tun sollten, brauchen wir ja auch ein bißchen Verstand. Wohl gemerkt: ein bißchen! ja nicht zu viel, nicht so viel, daß wir dadurch „unweiblich“ erschiene. Den Häßlichen und auch sonst vom Glück Gemiebenen unter uns erlaubt man allenfalls, sogar sehr viel Verstand zu haben, um ihr Leben auf eigene Füße zu stellen. Wenn man aber keine Not leidet, nicht um zu leben einen „Beruf“ ergreifen muß und so aussieht wie — nun wie eben ich ausgesehen habe, als ich die Kinderschuhe ausgetreten hatte und nun lange Kleider trug — da ist es sehr übel angebracht, das Leben ernst zu nehmen, statt hübsch und liebenswürdig und so wie alle anderen zu sein und es sich merken zu lassen, daß man sich nichts Besseres wünschen könne, als möglichst bald eine gute Partie zu machen.

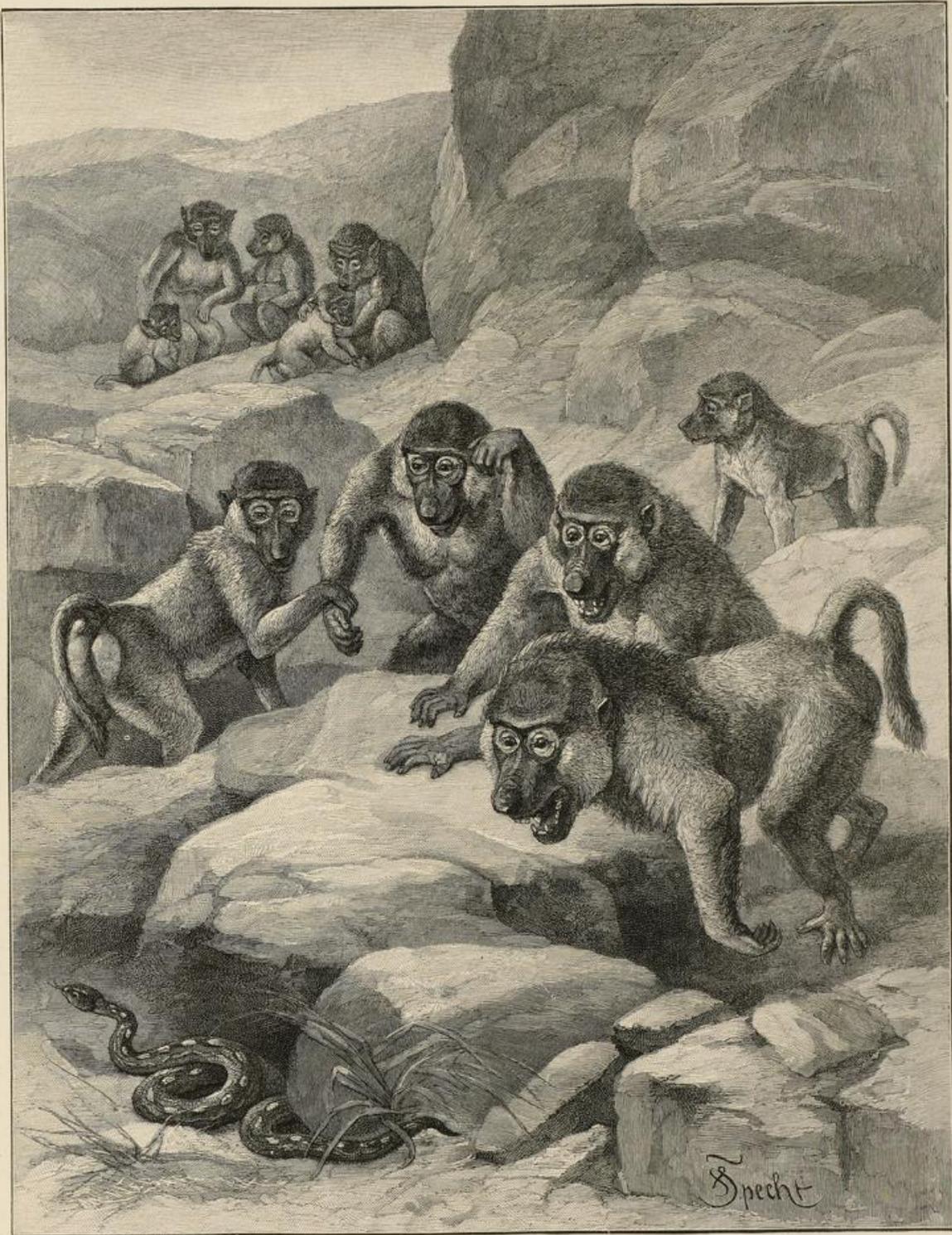
Meine Eltern hatten sehr glücklich miteinander gelebt, doch nur, weil meine liebe Mama auf das Recht, einen eigenen Willen zu haben, völlig verzichtete. Das hatte mich oft in ihre Seele hinein empört, da sie ebenso klug wie liebevoll war und guten Grund gehabt hätte, bei manchen Einrichtungen unseres Lebens ihrem Kopf zu folgen, wenn der Vater in seiner räschen Art sich vergriff. Aber ihr Herz beherrschte ihren Kopf so sehr, daß sie, wenn sie sich dann fügte, Gründe hervorjuchte, weshalb es so das Bessere sei. Hätte sie von Anfang an den Mut ihrer Persönlichkeit gehabt, so wäre es nicht zum Schaden ihrer Ehe gewesen, da der Vater, wenn man es richtig ansieht, gegen Vernunftgründe sich nicht verstockte.

Als ich dann allein mit ihm geblieben war, ließ ich mir, was ich an meiner guten Mutter gesehen, zur Weibigung dienen und fand, daß ich ganz gut damit durchkam. Ich hatte viel vom Vater geerbt, er neckte mich damit, an mir sei ein Jurist verdorben, und fand es ganz in der Ordnung, daß ich meines Bruders Schulstudien auf meine eigene Hand mitmachte. Im Latein kam ich auch so weit, daß ich Livius lesen konnte, im Griechischen erlahmte ich, als die schwierigeren Aufgaben kamen, und die Mathematik war mir ein Greuel. Übrigens betrieb ich diese „unweiblichen“ Studien ohne irgend einen Zweck, wie andere höhere Töchter Klavier spielen oder singen lernen, wozu ich kein Talent in mir fühlte. Und nichts lag mir ferner, als eine gelehrte Frau werden zu wollen oder mir auch nur auf mein bißchen klassische Anfangsgründe etwas einzubilden. Es war mehr eine Art Neugier, einmal zu erproben, was denn an der berühmten humanistischen Bildung sei, von der die Herren der Schöpfung uns einfältigen Frauenzimmern gegenüber ein so großes Wesen machen.

So hätte denn auch kein Hahn danach gekräht. Aber mein Bruder, der mich überhaupt vergötterte, verdarb's, indem er damit herumprahlte, wie gescheit ich sei und was ich alles lernte und wußte. Das schadete mir nun vollends, da ich schon immer für eine unausstehliche kleine Person gegolten, die sich auf ihre Logik munder was einbilde, dann allerdings hatte ich mir die Redensart angewöhnt, wenn mir bei einem Disput etwas allzu Dummes erwidert wurde: „Das ist nicht logisch.“

Nun wußte man, warum mir der Kamm geschwollen war: Griechisch und Lateinisch und auch Geschichte hatte ich aus den Büchern meines Bruders gelernt, etwas gründlicher als in unserer Töcherschule gelehrt wurde.

Daß ich über meiner Gelehrsamkeit nicht versäumte, eine ganz leidliche kleine Hausfrau zu machen, auch gern an allerlei Lustbarkeiten teilnahm und leidenschaftlich tanzte, wurde nicht in Anschlag gebracht. Es konnte mich nicht wundern. Ich war wirklich eine der Hübschesten in unserm geselligen Kreise; nun auch noch für eine der Gebildetsten zu gelten, durfte man mir nicht einräumen. So wurde mir der Ruf aufgebracht, daß ich unendlich stolz auf meine Wissenschaften sei, und die jungen Herren, die schon ohnehin mir's nicht verzeihen konnten, daß ich sie zuweilen ad absurdum führte und in ihrer Selbstgefälligkeit beschämte, waren nun allzu willig, den Namen eines pedantischen Blaustrümpfchens,



Paviane entsetzen sich über eine Giftschlange.
Originalzeichnung von H. Specht.

den die Freundinnen mir gaben, in allen Häusern, wo ich verkehrte, mir anzuhängen.

Ja, einen noch boshafteren. Ein junger Mann aus Süddeutschland war in ein Handelshaus bei uns eingetreten und bald überall eingeführt worden. Ich hatte ihn ein paarmal getroffen, und da er mir in läppischer Weise den Hof machte, ihn ziemlich unzweideutig ablaufen lassen. Als man ihn fragte, wie ich ihm gefallen habe, hatte er sehr von oben herab erklärt, es sei schade, daß ein Mädchen, das so gut tanze, so ein Fräulein Siebengeseite sei, die ihren Tänzer wie einen Schulbuben korrigiere, wenn er mal einen Schnitzer mache.

Das alles nur darum, weil er, um mir zu imponieren, allerlei geschichtliche Kenntnisse ausgeframt hatte, wobei es ihm begegnet war, Karl den Großen für den Vater von Philipp dem Zweiten zu halten und Katharina von Bora, was ihren Geburtsort betrifft, mit dem Rätchen von Heilbronn zu verwechseln.

* * *

Ich hatte freilich das Verbrechen begangen, ihn zu korrigieren. Zur Strafe dafür blieb ich nun bei all meinen Altersgenossen die „Siebengeseite“, da das süddeutsche Wort rauch bei uns Eingang fand.

Sie haben einmal von einem Bauern erzählt, den man ebenso genannt hatte, und der sich auf seinen Grabstein schreiben ließ:

Tu nur nicht recht behalten
Und bleib sein dumm.

Es war ihm im Leben schlecht gegangen, weil er klüger war als die anderen und sich's leider merken ließ. Das Buch habe ich erst später kennen gelernt und meinen Schicksalskollegen herzlich bedauert. Aber freilich, ich hätte mir kaum eine Lehre daraus genommen. Man wird ja nur durch Schaden klüger.

Mein Bruder, der die Hauptschuld an meinem Schaden trug, war mütend, konnt' es aber nicht ändern. Ich selbst hatte schon früher eingesehen, daß nächst der Torheit, Verstand zu haben, die größte sei, sich's merken zu lassen. So bemühte ich mich aus Leibeskräften, es zu verbergen, wenn mir etwas Albernes, Widersinniges oder Unrichtiges vorkam, und wenigstens zu schweigen, so leicht das Widerlegen gewesen wäre. Aber Sie kennen das Sprichwort: Drei Dinge lassen sich nicht verbergen: Husten, Feuer und Liebe. Ich lernte noch ein weiteres kennen: Verstand. Du magst ein noch so einfältiges Gesicht machen, sagte mein Bruder, das Fältchen an deinem linken Mundwinkel verrät, was du denkst.

Ich sah endlich ein, daß ich's unheilbar verschüttet hatte, daß man mir's eher verzeihen würde, wenn ich etwas Schlechtes begangen hätte, als den Hochmut, den man mir imputierte, als sei ich zu gut für diese Welt, in der doch manche waren, die ich von der Schule an wahrhaft lieb gehabt hatte, gleichviel, was für Zensuren sie bekamen und ob sie auf der ersten oder letzten Bank saßen.

Auch diese zogen sich von mir zurück, so daß ich endlich in meinem Kreise ganz isoliert war. Ehrlich gestanden, nahm ich mir das nicht sehr zu Gemüte. Ich war über die Tanzjahre hinausgekommen, lebte jetzt für meinen Vater und hatte an guter Gesellschaft in meinen Büchern keinen Mangel. Nur wenn wieder eine meiner Freundinnen Hochzeit machte, stellte ich wohl mit leisem Seufzer Betrachtungen darüber an, daß ich dergleichen wohl nicht erleben würde. Sie können mir's glauben, es war mir dabei nicht sowohl um einen Mann zu tun, der mich heimführen sollte, als — daß ich's gerade herausfrage — um ein Kind, dessen Mutter ich werden würde.

Denn dies war einer meiner leidenschaftlichsten Wünsche. Immer habe ich Kinder geliebt und sie zugleich glühend beneidet. Sie haben ja alles, was mir fehlt, die Fähigkeit der Illusion, das Glück, die nüchterne Welt ringsum wie in einem wachen Traum zu sehen und ihr Leben täglich wie ein

Märchen zu erleben, in dem gute und böse Feen auftreten. Ich dagegen, mit meiner traurigen Klarheit, meinem Wirklichkeits-sinn, wie das heutzutage genannt wird — was hätte ich darum gegeben, die glückselige Dummheit oder Dumpsheit zu gewinnen, die andere neben mir über alle Abgründe und Untiefen des Schicksals hinwegtäuscht. Glauben Sie nicht, daß ich mich etwa von dem Pessimismus hätte anstecken lassen, der damals Mode wurde. Ich hatte keine Zeile von Schopenhauer gelesen, wollt' es auch nicht, denn ich fand, obwohl man mir diese neueste Weisheit, die so alt ist wie König Salomo, vielfach vortrug, daß es sehr viel Hübsches, Heiteres, Beglückendes in der Welt gab, wovon auch ich mein Teil genießen durfte, so wenig blind ich gegen die Schattenseiten war. Aber ich ließ mir auch, was ich schwarz sah, von niemand weiß machen, und die Hauptsache, einen Menschen, der mir um die gemeine Deutlichkeit der Dinge, wie Schiller so schön sagt, den goldenen Duft der Morgenröte weben wollte, fand ich nicht. Das konnte, so viel ahnte mir, nur die Liebe, und man ließ mich ja beständig merken, daß ich nicht lebenswürdig sei.

Das wollte ich nun, so wenig eitel ich war, nicht gelten lassen.

Ich wußte ja, daß ich neben meinem Verstande, den man mir zum Verbrechen machte, auch so etwas wie ein Herz besaß, ein ganz anspruchsloses, warmes, vielbedürftiges Mädchenherz, das nichts Besseres verlangte, als irgend wo in festen Händen zu sein. Auch hatte ich von seinem Dasein Beweise der verschiedensten Art gegeben, indem ich an den Verliebungen und Brautschäften meiner Freundinnen lebhaften Anteil nahm. Daß ich das aber neidlos tun konnte, bestärkte nur das Vorurteil, als hätte ich selbst keine Herzensbedürfnisse, natürlich weil mein hochmütiger Kopf dies ungebildete Organ für viel zu gering hielt, um ihm eigene Rechte einzuräumen.

So blieb es dabei: ich wurde fünfundzwanzig Jahr alt, ohne daß mir jemand auch nur die kleinste Liebeserklärung gemacht hätte.

Ich, wie gesagt, nahm, so lange mein Vater lebte, die Sache nicht tragisch. Doch war ich auch nicht gesonnen, mich für immer dabei zu beruhigen. Als ich daher verwaist und einsam in dem alten Hause zurückgeblieben war, beschloß ich auszuwandern, nach einem Ort, wo man vielleicht nachsichtiger über meinen Charakterfehler dachte, und wohin der Ruf meiner Siebengeseitheit noch nicht gedrungen war.

Ich folgte daher freudig der Einladung meines guten Onkels, zu ihm nach Berlin zu kommen. Jedem anderen würde ich nicht gestehen, daß ich nur deshalb gerade dorthin ging, weil ich hoffte, nirgends sonst so viel Gelegenheit zu finden, rund herausgesagt: einen Mann zu bekommen. Sie aber nach allem, was ich Ihnen schon vertraut habe, werden mich eher darum hochschätzen, weil ich nicht besser war als alle meines Geschlechts, die sich nur einfach „zu versorgen“ wünschen. In dem Sinne der äußeren Lebensversicherung braucht ich's ja nicht. Mein kleines Vermögen reichte eben aus für meine bescheidenen Bedürfnisse. Aber eine tiefere Bedeutung hatte das Wort für mich: „Mich versorgen“; darunter verstand ich, mir Sorgen zu verschaffen für ein Wesen, das mir teuer wäre, und nachdem ich für meinen Papa nicht mehr zu sorgen hatte, dies für einen anderen Menschen zu tun, am liebsten für ein geliebtes Kind. Das Leben ist ja so öde und leer, wenn man nur an sich zu denken hat.

Nun war ich der Meinung, gerade in Berlin würde ich finden, was mir not tat. Die Berliner stehen ja im Ruf, so ungemein klug, gelehrt, witzig und von sich selbst durchdrungen zu sein, daß eine arme Siebengeseite aus der Provinz unter ihnen nicht auffällt, am wenigsten deshalb über die Achsel angesehen wird. Wenn sie überdies hübsch ist und nicht so arm wie eine Kirchenmaus und mit ihrer Geseitheit nicht großtut, warum soll sie den Männern nicht begehrenswert scheinen?

Darin hatte ich mich auch nicht verrechnet.

Bald nachdem ich in den Berliner Kreisen aufgetaucht war, fanden sich Bewerber um meine Hand, die in den Augen meiner Angehörigen durchaus annehmbar waren. Nun aber stand mein alter Spielverderber, der Verstand, in anderer Weise als früher meinem Glück im Wege.

Er ließ mich nämlich sehr bald bei jedem der trefflichen Männer, die sich in mich verliebten, mit grausamer Klarheit erkennen, woran es ihm fehlte, und gerade die Gelehrten-schwächen, da die Freunde und Bekannten des Dinkels fast sämtlich der Universität oder dem Polytechnikum angehörten, schienen mir besonders unelidlich, da ich mir durch mein bißchen Wissenschaft mein eigenes Leben verdorben hatte. Ich sah überall Pedanterie, Einseitigkeit, engherzige Verachtung aller allgemeineren Bildung, die für dilettantisch gehalten wurde, und daneben vielfach ein Strebertum, das mir mit einem idealen Forscherleben nicht vereinbar schien.

Darin hatte ich wohl unrecht. Es gibt ja auch viele, die ihre Wissenschaft um ihrer selbst willen treiben, aber solche, die daneben Zeit und Bedürfnis haben, sich überhaupt nichts Menschliches fremd werden zu lassen, sind mir selten begegnet. Der Kreis jeder Wissenschaft ist ja so groß und erweitert sich so schnell, daß der Einzelne, wenn er nur nachkommen will, nicht rechts noch links blicken darf.

Ich sah aber, daß auch alle anderen Berufsarten ihre besonderen Schwächen und Charakterfehler zu haben pflegen, Künstler, Militärs, Kaufleute. Fast glaubte ich, diese anderen Schattenseiten oder, wenn man will, Fehler ihrer Tugenden eher mit in Kauf nehmen zu können als Professoren-sünden. Aber wenn auch einer oder der andere aus jenen Kreisen sich mir näherte und es nur eines geringen Entgegenkommens bedurft hätte, ihn zu fesseln — ich konnte mich für keinen entscheiden. Das wollte ich denn doch meinem alten Lebens-feinde nicht zu Gefallen tun, daß ich ihm bei dieser wichtigsten Entscheidung das letzte Wort gönnte und eine sogenannte Ver-nunftheirat schloß. Eine Neigung aber, die mir den Entschluß über den Kopf wegnahm, eine Liebe, die höher war als alle Vernunft, die mit elementarer Gewalt sich meiner bemächtigt hätte, die blieb mir immer fern, so schmerzlich mir die Erkenntnis war, daß ich nun wohl lebenslang allein bleiben würde.

Sie schwieg und sah an mir vorbei, zu den Wipfeln der Wälder hinauf, an denen wir vorüberflogen. Ich hatte sie sprechen lassen und nur von Zeit zu Zeit eine fragende Bemerkung dazwischen geworfen. Jetzt, da sie ans Ende ihrer Bekenntnisse gekommen zu sein schien und noch der Ausdruck einer müden Resignation auf ihrem Gesicht zurückgeblieben war, fühlte ich die Verpflichtung, meinen Anteil etwas ausführlicher auszusprechen.

Sie sind noch so jung, verehrtes Fräulein, sagte ich. Sie müssen der Zeit nur Zeit lassen, und es braucht kein Wunder zu geschehen, damit das Leben auch Ihnen noch einmal das Beste beschert, was es zu bieten hat: eben jenes Zusammenklängen von Verstand und Gemüt, von Seele und Sinnen, jene, wie Sie selbst sie genannt, elementare Macht, die uns mit einem anderen Menschen unwiderstehlich verbindet? Ob das dann zum Heil oder Unheil ausschlägt, ist gleichgültig. Man hat doch einmal erfahren, was den Menschen über alle anderen Geschöpfe erhebt, und ich kann nicht glauben, daß dies Höchste Ihnen versagt bleiben sollte, da nur ein bißchen Genialität des Herzens, jener Leichtsinns, der allem Genialen eigen zu sein pflegt, dazu gehört, der alten Schwiegermutter Weisheit aus der Schule zu laufen.

Das war eine etwas gekünstelte Phrase, aber in der Verlegenheit fand ich nichts Besseres. Sie aber schien das Geschmacklose daran nicht zu empfinden.

Sie hatte, während ich sprach, die Augen zugeedrückt. Ein schmerzlicher Zug war an ihrem Munde erschienen. Als sie wieder aufsaß, schimmerte es feucht unter ihren Lidern.

Und wenn das alles, wie Sie's da schildern, schon eingetroffen wäre?

Ich hörte diese Worte in einiger Bestürzung, da ich begriff, daß ich an eine Wunde gerührt hatte. Doch schwieg ich, um es ihr zu überlassen, ob sie mir eine weitere Aufklärung geben oder darüber hinweggehen wolle.

Ja, Verehrtester, fuhr sie nach einer Pause mit leisem Seufzer fort, es ist so gekommen, aber das vermeintlich geniale Herz hat sich zum Schluß sehr ungeschickt benommen und hätte dem Verstande diesmal nicht dreinreden sollen, als er die Sache nach seinem Sinn zu ordnen gedachte. Wenn ich Ihnen wirklich nicht schon viel zu viel von mir und meinem alltäglichen Schicksal vorgezwängt habe, mögen Sie nun auch das noch hören. (Schluß folgt.)

Der Blitz und die Schwalbe.

Von Detlev v. Liliencron.

Mürrisch zeigt ein grau Gewitter
Seine finstre Stirn im Süden.
An der Himmelsmaske lauert
Küstern längst zum Sprung der Blitz.

Wie die Schlacht, die meilenferne,
Dampf ununterbrochen donnert,
Sich dann drohend langsam nähert,
Rollt das schwere Wetter an.

Eine kleine liebe Schwalbe,
Die sich schon ins Nest geflüchtet,
Steckt noch einmal sehr fürwichtig
Aus dem Schlupf das Köpfchen vor.

„Und ich wag es: In die Lüfte
Schwing ich mich, was kann das geben,
Schneller flieg ich als der Sturmwind,
Schneller als der schnellste Blitz!“

Kleine Schwalbe, laß dich warnen,
Hagel kößt dir das Gefieder,
Bleibe unter deinem Giebel,
Übermut tut selten gut.

Doch mit lautem Zwitschern schießt sie
In die Höhe, immer höher,
Kreist und steigt und schwenkt und hebt sich,
Tummelt sich nach Herzenslust.

Und sie schlägt den stinken Flügel
Spottend an die schwarze Wolke.
„Wollen in die Wette fliegen,
Komm heraus, du Blendebliß!“

Kleine Schwalbe, laß dich warnen,
Laß zum letztenmal dich warnen,
Siehst du nicht das blaue Feuer,
Hämisch äugt es hinterm Spalt.

„Komm heraus, du Häuserzünder,
Nur hervor, du Wolkenfärber,
Immerzu, du rasche Kerze,
Gilt die Wette, schlag ich dich.“

Lassen wir uns niederfallen,
Eins, zwei, drei, wie Steine sinken,
Und mit Jubel hat gewonnen,
Wer zuerst die Erde küßt.

Nun, ich merke, Regenpöfchner,
Menschenschrecker, Eichenspeller,
Höllengruß und Sonnereveter,
Ei, du wagst es nicht mit mir!“

Plötzlich, ach, die Strahlgarbe
Schlug auf ihrem Sprung nach unten —
Platz da, Bohn frei, weg Gefindel! —
Meine kleine Schwalbe tot.

Das Urbild Biedermeiers.

Von Dr. Max Jacobi.

Sie ist uns heute vertrauter denn je, die liebe alte Biedermeierzeit! Jene behaglich wehmütsreiche Stimmung, die die müdgearbeitete Romantik verbreitete, als ihre letzten Größten hinter den warmen Ofen flüchteten und einige Nachtwächterlieder auf die Gute alte Zeit und das tugendsame Spießbürgertum harften. Als alles, was einen frischen Luftzug scheute, sich um das Panier des heiligen Bürokratiens scharte und sorgfältig die Muffigkeit des eigenen Inneren hinter der kaltenreichen Loga des allweisen Staatsämorrhoidarius barg. Es ist uns heute nahe, das Paradies der Biedermeier. Nicht in Wirklichkeit, zum Glück. Aber diese oft zu arg verspottete Larvenzeit nationalkultureller Entwicklung hat unsere künstlerische Sympathie gewonnen. Das mag teilweise flüchtige Kokette Modesache sein. Sicher aber birgt die Zeit der Biedermeier die Wurzeln unseres einzigartigen kulturpolitischen Aufschwungs. Man sollte darum den Biedermeier nicht immer karikieren. Und am allerwenigsten den leider viel zu rasch vergessenen „Dichter“, der bei der Schöpfung und Verbreitung dieses Namens Gevatter stand, das ehrsame schwäbische Dorfschulmeisterlein Samuel Friedrich Sauter.

„Sauter, du lieblicher Sänger und Lehrer der frommen Gemeinde,
Sei mir vor allen gegrüßt, o du gemüthlicher Mann!“

So feiert ein Amtskollege den poeta laureatus, der von seiner „Residenz“ Flehingen in Baden aus den Mufen ein köstliches Dpfer darbrachte.

Im Jahre 1845 erschien diese poetische Gabe des bereits 79jährigen Schulmeisters von Flehingen, ein Sammelband von „Gelegenheits- und Ehrgedichten“, denen man anmerkt, daß der Dichter im Schweiß seines Angesichts sich gemüht hat, den wildgemordenen Pegasus zu bändigen, wie seine gehorsame Schuljugend. Denn, nochmals, Samuel Friedrich Sauter war wohlbestallter Präzeptor seines Heimatdörflens.

„Wunderbar sind Gottes Wege!
Flehingen, das mich gebar,
Wo ich schier erstauend Tage
Evangelischer Lehrer war!“

So harft er selbst, unser Schulpoet. Und gar stolz war er auf seine Amtswürde. Keiner von den Mörglern und Besserwissern! Er blieb sich stets seines beschränkten Untertanenverstandes bewußt. Und war auch keiner von den „Bielzuvielen“, die ihren Beruf verfehlt haben. Begeistert singt er im „Baupruch“ seines neuen Schulhauses:

„Hoch leb' die Regierung, die Herren Minister,
Kreisräte, Beamte und Ärzte und Priester,
Kurz, jeder den Pflichten obliegende Stand,
Heil allen den Edlen im badischen Land!“

Er hatte kein rechtes Glück mit seinen Poesien, unser arg verkannter Pegasusritter! Dazu waren die Zeiten zu stürmisch. Und ein Jahr nach Erscheinen des Sammelbandes segnete Sauter sein beschauliches Dasein. Seine Stunde hatte eben noch nicht geschlagen. Aber fast ein Jahrzehnt später schlug sie, und der ehrsame Dorfschulmeister eroberte sich im Sturmesflug die Herzen des „poesieverständigen deutschen Volkes“. Dazu hat es zweier Bahnbrecher bedurft.

Im Jahre 1855 veröffentlichten die unter der rührigen Leitung von Braun und Schneider rasch emporgeblühten „Fliegenden Blätter“ das „Buch Biedermeier“, eine köstliche Blütenlese unfreiwillig humorvoller Poesien, die in der Lesermelt einen Heiterkeits- aber auch oft einen Entrüstungssturm erregten. Sie blieben durch zwei Jahrgänge die Hauptmagneten des Lesestoffs der „Fliegenden Blätter“. Das Publikum riß sich nach den einzelnen Biedermeiernummern, nahm alles vergnügter Miene für bare Münze, selbst als sich der Verleger der „Fliegenden Blätter“ einmal den Scherz gestattete, einen Spruch Goethes aus der Abteilung „Parabolisch“

(„Eins wie's andere“) dem wackeren Poeten Biedermeier in die Schuhe zu schieben.

Hätten nun die Leser der „Fliegenden Blätter“ die „sämtlichen Gedichte des alten Dorfschulmeisters Samuel Friedrich Sauter“ gekannt, die 1845 in Karlsruhe erschienen waren, so hätten sie zu ihrem Erstaunen wahrnehmen müssen, daß ihr Vieblingsdichter Biedermeier anscheinend die poetische Blütenlese des wackeren Schulmeisters wader ausgeschlachtet hatte. Denn was Biedermeier harfte, fand sich zum großen Teil wörtlich in diesem unbeachtet gebliebenen „Hausbuch deutscher Lyrik“. Und das hatte seinen triftigen Grund! Denn Samuel Friedrich Sauter hat wirklich zwei jungen Poeten, denen der Schalk im Nacken saß, zu den poetischen Ergüssen Biedermeiers unfreiwillig Gevatter gestanden.

Im Mai des Jahres 1853 kam der junge Landarzt von Kandern, Dr. Adolf Kufmaul — der später so berühmte Kliniker, dessen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“ ein Kleinod der deutschen Memoirenliteratur bleiben werden — durch den Redakteur Heinrich Goll zu Karlsruhe in den Besitz eines Exemplars der Sauterschen Poesien. Er lernte sie kennen — und gebührend schätzen. Flugs überjandte er die denkwürdige Gabe seinem Freund und Leibfuchs von der Heidelberger „Allemannia“, dem badischen Rechtspraktikanten Ludwig Eichrodt, dazumal in Durlach, der, gleich wie sein Landsmann Schefel, auch lieber als sangeslustiger Abenteurer auf krummen selbstgeuchten Pfaden zum Parnas stieg, ehe er hinter staubigen Altenbündeln hoekte. Eichrodt war gleichfalls von der humorvollen Poesiekraft des alten Schulmeisters entzückt und stimmte mit Freund Kufmaul überein, diesen Dichter der Kumpelkammer der Vergessenheit zu entreißen. So entstand dann als Frucht gemeinsamer Beschäftigung mit dem Werke Meister Sauters das „Buch Biedermeier“, das in den Jahrgängen 1855—57 der „Fliegenden Blätter“ kräftigen und weitklingenden Beifall fand, aber auch das Pseudonym seines Autors unsterblich machte. Freilich sind nicht alle von Eichrodt und Kufmaul als „Biedermeierpoesie“ herausgegebenen Gedichte wirklich Erzeugnisse unseres Magisters. Das betont noch mit Recht Eugen Kilian im Vorwort zu „Samuel Friedrich Sauters ausgewählten Gedichten“ („Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission“ 1902), aber doch sind sie förmlich bezeichnend für den tugendhaften Autor des 1845 erschienenen poetischen „Quellenwerks“ und für weite Kreise seiner spießbürgerlichen Zeitgenossen. Die Umichtung der Sauterschen Poesien durch Eichrodt — die Ausgabe in Ludwig Eichrodts „Gesammelten Dichtungen“ wird durch ein humorgetränktes Charakteristikum des zünftigen Biedermeiers aus der Feder Kufmauls eingeleitet — läßt erst die poetische, politische und sonstige Naivität des Historikers und Präzeptors von Flehingen im hellsten Lichte erstrahlen. Was gibt's da nicht für poetische Früchte zu kosten! Die unfreiwillige Komik Sauters hat einigen seiner Gedichte auch ohne die Unterstützung des lobesamen Biedermeiers Unvergesslichkeit gesichert. So die schöne Trauerode auf das „Arme Dorfschulmeisterlein“ mit der in Nord und Süd beliebten Eingangstrophe:

„Wißt wissen, du, mein lieber Christ,
Wer das geplagt'ste Männchen ist?
Die Antwort lautet allgemein:
Ein armes Dorfschulmeisterlein!“

Oder gar das herrliche „Kartoffellied“, das den Namen Franz Drake auch in jene Kreise hat dringen lassen, die bei Hering und Kartoffel sich sonst keinen literar- und kulturhistorischen Gedanken hinzugeben pflegen. Wie martig schallt's da:

„Herbei, herbei zu meinem Saug!
Hans, Jörgel, Michel, Stoffel!
Und singt mit mir das Ehrenlied,
Dem Stifter der Kartoffel!“

mit der ergreifend feurigen Schlusstrophe:

„Ein allgemeines Lob verdient
Der würdige Franz Drake,
Vom Fürsten bis zu dem, der g'winnt
Das Brot mit seiner Hade!“

Die Segnungen des Landlebens sind unserem Schulmeisterlein so recht ans Herz gewachsen. Alles, was die beschauliche Ruhe des ländlichen Biedermeiers stören kann, bekommt nach bester Möglichkeit einen Stich mit der poetischen Lanze, aber immer mit lehrhafter Nutzenwendung. Zu besonders poetischen Leistungen regen die Naturgewalten an. So hören wir unseren Sänger „Beim Gewitter“:

„Es donnert. Gott! Wie schrecklich ist
Des Himmels Wetternacht.
Es blizt und donnert, guter Christ,
So hör doch, wie es kracht!“

Gott reinigt seine Luft für uns.
Drum fürchtet euch und dankt
Dem weisen Schöpfer, ob er uns
Auch tüchtig heut auszankt!“

Und wiederum zwingt schönes Aprilwetter unseren lieben Freund Biedermeier zu einer wohlgelungenen „Frühlingsstudie“:

„Alles wuselt schon ins Freie,
Väter, Mütter, Lämmer, Säue,
Kinder machen Ringelreih,
Laut zerstreut sich Busch und Maid —
O du schöne Frühlingszeit! . . .“

Einzigartig poetisiert ist die Biedermeierzeit in der an Ludwig Richters Schöpfungen gemahnenden Ode auf den „Bürgerinn“:

„Die Nacht ist für den Schlaf bestimmt,
Es hat mich oft schon umgetrimmt,
Wenn immer noch nach zehn
Leut' auf den Straßen gehn.
Mein Spitzlein bellt schon froh voraus,
Ja, Spitz, nun gehen wir nach Haus,
Die Fede ist bezahlt,
Und mein Laternlein straht.“

Solche poetischen Idyllen finden wir nicht alle Tage! — Hin und wieder ist freilich die Poesie Biedermeiers so beschaffen, daß man denken möchte, Wilhelm Busch sei sein größerer Schüler. So wenn es im „Lehrgedicht“ heißt:

„Aber jeder könnte nehmen
Gute Bücher in die Hand,
Daj er sich nicht braucht zu schämen,
Wenn man spricht von allerhand.
Bildung ziert den Freigebornen,
Lebt den Jüngling, ehrt den Mann,
Und von hinten und von vornem
Sieht man jedem Bildung an.“

Oder gar im „Hymnus auf Schiller“:

„Wer wird nach Klopstock fragen,
Solang' der Schiller geht,
Sich mit Graf Platen plagen,
Den niemand mehr versteht?
Komm einer her, was will er,
Er findet es im Schiller.“

Das Menschenherz zu rühren,
Gelang ihm früh und spät,
Man kann es deklamieren,
Was er gedichtet hat.
Des Lebens höchste Zieler
Erfolg der mut'ge Schiller.
Niemals in frechen Scherzen
Berleht er die Moral,
Ihm ging ja stets zu Herzen
Das große Ideal.“

Aber auch Daseinsnöten liehen die Leier Biedermeiers vulgo Sauters in rührenden Klängen erschallen. Denkwürdig bleibt da der poetische Jammer eines Kaffeeweibes über die Folgen der Kontinental Sperre:

„O weh! Kaffee!
Nun muß ich dich auf immer meiden,
Nun muß ich schmerzlich von dir scheiden!
O weh! Kaffee!“

O weh! Kaffee!
Nun muß ich ewig dich vergessen,
Und Haberbrei und Suppe essen!
O weh! Kaffee! . . .“

Das ist echt Sautersche Poesie! — Doch lassen wir ihn in Fried und Ehr, den Gewatter des unsterblichen Biedermeiers, der doch seinen Namen erst dann bekam, als er selbst schon zu Grabe getragen worden war!

Wollen wir uns aber einige heitere Stunden bereiten, so nehmen wir die poetische Blütenlese des Dorfmagisters zur Hand (am besten gleich in Eichrodt's Umdichtung) — und wir sind von allen Daseinschmerzen bald kuriert.

Blätter und Blüten

König Christian IX. und König Friedrich VIII. von Dänemark.
Im königlichen Palais zu Kopenhagen ist am 29. Januar d. J., um die vierte Nachmittagsstunde, der greise König entschlafen. Schnell, wie ein Licht, das sich aufgezehrt hat, verlischt, entlosch aus dem noch immer rüstigen Körper ein Leben, das beinahe 88 Jahre lang Leid und Lust, Erfolge und Niederlagen erfahren hat und reich war wie kaum eins der anderen Monarchen, deren Nestor der dänische König seit dem Tode des ebenfalls hochbetagten Großherzogs Adolf von Luxemburg gewesen ist. Christian IX., der erste Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburger auf dem dänischen Thron, wurde am 8. April 1818 im Schloß Gottorp bei Schleswig als vierter Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg geboren, es ist ihm also nicht an der Wiege gegangen worden, daß in seiner Hand dereinst ein Szepter ruhen würde. Erst als er sich 1842 mit Luise, einer Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel und der Prinzessin Luise Charlotte,



König Christian IX. †.

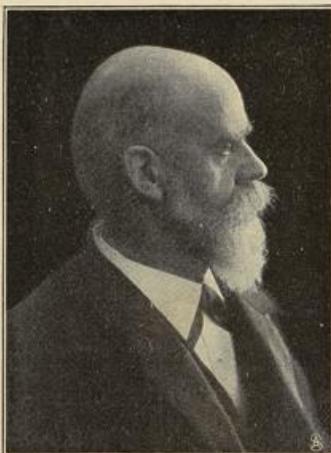


König Friedrich VIII.

Schwester Christians VIII., vermählte, seinen Aufenthalt in Kopenhagen nahm und sich so sehr als „Däne“ gab, daß er nicht nur den Protest des schleswig-holsteinischen Gesamthauses 1846 nicht mit unterschrieb, sondern auch — als einziger der schleswig-holsteinischen Prinzen — von 1848 bis 50 in dänischen Kriegsdiensten blieb, ward man in Dänemark auf ihn aufmerksam und nahm ihn in Aussicht, das Erbe des erlöschenden dänischen Mannesstammes anzutreten. Schon im Warschauer Protokoll vom 5. Juni 1851, dann im Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 ward er als dänischer Thronfolger angeführt und durch das Thronfolgesetz vom 31. Juli 1853 auch wirklich zum Erbprinzen von Dänemark ernannt. Von der Zustimmung zu diesem Akt schlossen sich nur die Agnaten und Stände in den drei Herzogtümern und der Deutsche Bund aus — ein Protest, den der 1863 auf den Thron berufene König Christian IX. vergalt, indem er am 18. November 1863 die eiderdänische Verfassung bekräftigte, durch die das Herzogtum Schleswig fortan mit dem Königreich Dänemark

verschmolzen ward. Man weiß, wie folgenschwer dieser Regierungsakt für Christian IX. und sein Land gewesen ist. Es kam zum Krieg mit Preußen und mit Preußen, und im Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 fielen Schleswig, Holstein und Lauenburg an die beiden deutschen Großmächte. Erst Jahrzehnte später hat sich Christian IX. mit den Tatsachen ausgesöhnt, und seit dem Tode seiner Gemahlin sind die Beziehungen zwischen dem dänischen und dem deutschen Kaiserhose immer wärmer geworden zur Genugtuung der nachbarlichen Völker. Daß Christian IX. als Herrscher eines verhältnismäßig kleinen Staates einen sehr weitgehenden Einfluß und eine gewichtige Stimme hatte, dankt er — seiner Nachkommenschaft. Er war Jahrzehnte lang der „Schwiegerwater“ und später „Großwater Europas“. Sein Sohn Georg ist seit 42 Jahren König von Griechenland, sein Enkel weiblicher Linie seit 1894 russischer Zar, sein Schwiegersohn seit 1901 König von Großbritannien und Kaiser von Indien und sein zweiter Enkel neuerdings König Haakon VII. von Norwegen. Nun bestiegt sein Sohn als Friedrich VIII. den dänischen Thron. Auch er ist kein Jüngling mehr, sondern ein Mann in der Vollkraft des Lebens. Am 3. Juni 1843 geboren und aufs sorgfältigste erzogen, gilt Friedrich VIII. als Kenner und Liebhaber der schönen Künste, als Reiter und Herbedändler ersten Ranges — vor allem aber ist er ein Mensch, der um seines Wesens willen die größten Sympathien genießt. Wir Deutschen dürfen uns seiner Thronbesteigung besonders erfreuen, hat er sich doch allzeit als ein Freund des neuen Deutschlands erwiesen. Schon als der erste deutsche Kronprinz 1873 die skandinavische Halbinsel bereiste, fuhr ihm der dänische Thronfolger bis Malmö entgegen und lud ihn an den Kopenhagener Hof. Im Jahre 1900 erschien er dann selbst, um der Großjährigkeit des deutschen Kronprinzen Wilhelm als Vertreter seines Hauses beizuwohnen, und brachte 1902 in Cassel, wo er das ihm verliehene 2. kurhessische Husarenregiment Nr. 14 besuchte, einen begeisterten und begeistert aufgenommenen Trinkspruch auf das deutsch-preussische Heer aus. Am 28. Juli 1869 erfolgte seine Vermählung mit der Prinzessin Louisa von Schweden und von Norwegen, ein Bund, dem zahlreiche

wundervollen Stimmittel ausgestattet. In ihrem Gatten, dem berühmten, von Manuel Garcia ausgebildeten Baritonisten Hans Jacob von Milde, der ihr 1899 im Tode vorausging, hatte Rosa v. Milde den verständnisvollsten Berater.



Prof. Dr. Theobald Ziegler.

Theobald Ziegler. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Am 9. Februar d. J. feiert einer unserer ersten Philologen, Professor Dr. Theobald Ziegler, unser geachteter Mitarbeiter, seinen 60. Geburtstag. Er stammt aus dem schönen Schwabenlande, das unserem Volke so viele hervorragende Männer geschenkt hat, und wurde 1846 zu Göppingen geboren. Nachdem er die Lateinschule von Herrenberg, das Stuttgarter Gymnasium und das theologische Seminar zu Schönlhal absolviert hatte, trat Ziegler in das alte Tübinger Stift ein, um Philosophie und Theologie zu studieren. Ohne Schwierigkeit bestand er sowohl das erste theologische, wie das philologische Professoratsexamen und erhielt schon als Zweundzwanzigjähriger die Stellung eines Gymnasialvikars im alten Heilbronn, das er nach dreijähriger Tätigkeit verließ, um von 1869 bis 71 als Repetent in Schönlhal zu wirken. 1871 bekleidete er die gleiche Stellung in Tübingen, siedelte aber schon im selben Jahre nach Winterthur in der Schweiz über, als Lehrer am dortigen Gymnasium. Fünf Jahre lang blieb er auf diesem Posten, dann kam er, 1876, als Professor ans Gymnasium zu Baden-Baden, war von 1882 bis 86 Konrektor am protestantischen Gymnasium zu Straßburg und habilitierte sich 1884 daselbst. Das Jahr 1886 brachte ihm die Ernennung zum „ordentlichen“ Professor, und von 1899 bis 1900 war er Rektor der Straßburger Universität. Theobald Zieglers Bedeutung liegt aber nicht nur in seiner Lehrtätigkeit — so große Erfolge er auch als Pädagog gehabt haben mag. Er ist ein streitbarer Mann, und die Feder war in seiner schriftstellerisch gewandten Hand allzeit eine scharfe Waffe. Neben seinen hervorragenden Fachschriften — wir nennen von seinen Büchern nur einige der bedeutendsten: „Lehrbuch der Logik“ 1876, „Studien und Studienköpfe aus der neueren und neuesten Literaturgeschichte“ 1877, „Eitliches Sein und sittliches Werden“ 1890, „Die soziale Frage, eine sittliche Frage“ 1891, „Die Fragen der Schulreform“ 1891, „Das Gefühl“ 1893, „Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts“ — von diesem 1896 erschienenen Buch liegt schon die sechste Auflage vor — hat Theobald Ziegler mit einer Reihe glänzender Flugschriften in das geistige Leben unserer Tage eingegriffen. Getragen von einem sicheren Wissen, unterstützt durch eine immer schlagfertige Dialektik, hat Professor Ziegler zu allen sozialen und religiösen Tagesfragen in liberal positivistischem Sinne Stellung genommen, und sein Wort wird mit Achtung auch im Lager der Gegner gehört. Nun steht er auf der Höhe des Lebens und Schaffens, ein gereizter und in sich selbst gefestigter Mann. Wäge der 60. Geburtstag, der ihm eine Ernte von Ehren und Auszeichnungen bringen wird, ihn beweisen, daß es für ihn noch immer nicht zu ruhen, sondern zu kämpfen gilt, daß unsere Schule gerade jetzt, wo sie in ihren Grundfesten bedroht ist, des Rates der Erfahrenen und Einsichtigen bedarf!



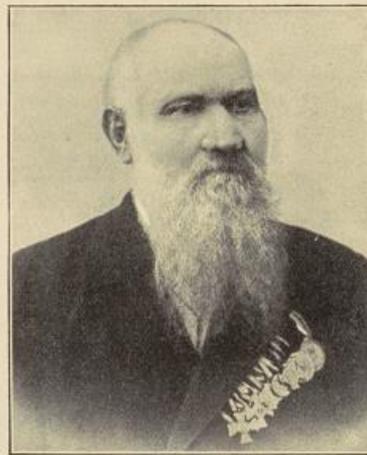
Rosa von Milde, Weimar, phot.

Rosa von Milde †.

Rinder entsprossen sind. König Friedrichs VIII. ältester Sohn, der am 26. September 1870 geborene jetzige Kronprinz Christian, ist durch seine Vermählung mit Alexandrine, Herzogin zu Mecklenburg, einer Schwester der Kronprinzessin Cecilie, unserm Kronprinzen verchwägert worden.

Rosa von Milde. (Zu dem obenstehenden Bildnis.) Für unsere jungen Leser und Leserinnen bedeutet der Name Rosa v. Milde nichts mehr, aber unseren alten Abonnenten ist er kein leerer Klang, ihnen ruft er die Erinnerung an eine der meistgefeierten Bühnensängerinnen der fünfziger und sechziger Jahre wach, an eine Erscheinung von vollendeter künstlerischer Harmonie, und sie werden die aus Weimar kommende Kunde ihres Todes mit stiller Beunruhigung vernehmen. Die Einundachtzigjährige, die ihr Leben am 26. Januar dort beschlossen hat, wo sie ihre größten Triumphe feierte, ihre schönsten Stunden verlebt, in Weimar, der klassischen Theaterstadt, ist einst — am 28. August 1850 — Wagners erste „Elza“ gewesen, und sie hat diese rührende Gestalt mit allem Zauber ihrer Persönlichkeit, ihrer

zu Straßburg und habilitierte sich 1884 daselbst. Das Jahr 1886 brachte ihm die Ernennung zum „ordentlichen“ Professor, und von 1899 bis 1900 war er Rektor der Straßburger Universität. Theobald Zieglers Bedeutung liegt aber nicht nur in seiner Lehrtätigkeit — so große Erfolge er auch als Pädagog gehabt haben mag. Er ist ein streitbarer Mann, und die Feder war in seiner schriftstellerisch gewandten Hand allzeit eine scharfe Waffe. Neben seinen hervorragenden Fachschriften — wir nennen von seinen Büchern nur einige der bedeutendsten: „Lehrbuch der Logik“ 1876, „Studien und Studienköpfe aus der neueren und neuesten Literaturgeschichte“ 1877, „Eitliches Sein und sittliches Werden“ 1890, „Die soziale Frage, eine sittliche Frage“ 1891, „Die Fragen der Schulreform“ 1891, „Das Gefühl“ 1893, „Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts“ — von diesem 1896 erschienenen Buch liegt schon die sechste Auflage vor — hat Theobald Ziegler mit einer Reihe glänzender Flugschriften in das geistige Leben unserer Tage eingegriffen. Getragen von einem sicheren Wissen, unterstützt durch eine immer schlagfertige Dialektik, hat Professor Ziegler zu allen sozialen und religiösen Tagesfragen in liberal positivistischem Sinne Stellung genommen, und sein Wort wird mit Achtung auch im Lager der Gegner gehört. Nun steht er auf der Höhe des Lebens und Schaffens, ein gereizter und in sich selbst gefestigter Mann. Wäge der 60. Geburtstag, der ihm eine Ernte von Ehren und Auszeichnungen bringen wird, ihn beweisen, daß es für ihn noch immer nicht zu ruhen, sondern zu kämpfen gilt, daß unsere Schule gerade jetzt, wo sie in ihren Grundfesten bedroht ist, des Rates der Erfahrenen und Einsichtigen bedarf!



Grothues, der „Held von Düppel“ †.



Der Düppelstein im Schnee.

Erinnerungen an Düppel. (Zu den beiden Bildern auf dieser Seite.) König Christian IX. ist in seinem Kopenhagener Schlosse samt verschieden, und die Betrachtungen,

die sich an dies nun vollendete Königsleben knüpfen, lassen auch die Erinnerung jener bedeutungsvollen Tage wieder aufleben, da um Düppel der Kampf tobte und mit deutschem Blute die deutschen Herzogtümer zurückerobert wurden. Auf den Höhen, die damals von unseren stürmenden Soldaten genommen wurden, liegt auch der große erratische Block unseres Bildes, ein sagenumwobener Kloß, von dessen einst 35 Meter betragendem Umfang die Zeit ein Stückchen ums andere abgebröckelt hat. Der unter dem Namen „Düppelstein“ bekannte Findlingsblock sollte, einer Zeitungsnachricht zufolge, schon dem Untergang geweiht sein — ein Steinhauer hatte ihn erstanden, um ihn zu Kopfsteinen zer schlagen zu lassen — aber den Bemühungen des „Direrbundes“ dürfte es gelingen, dem Volke dies Stück Sagenpoesie zu erhalten. Einen anderen Zeugen jener unvergesslichen Tage aber kann kein Bemühen mehr auf der Erde halten — der Tod hat seine

ling des Kronprinzen Friedrich Wilhelm gemacht hat. Grothues nahm, ein einziger Mann, zwei Schanzen, nahm im Verein mit zwei Musketieren dann noch zwei Offiziere und sechs Mann gefangen und schlug den dänischen Hauptmann Lundbye nieder. Auf hervorragenden Schlachtenbildern unvergessen, genoss Grothues, der zuletzt Stationsvorsteher in Hann. Münden war, eine weitgehende Popularität.

Die Verlobung des Königs von Spanien. (Zu den nebenstehenden Bildnissen.) Früher als gewöhnlichen Sterblichen wird den Trägern der Kronen die Braut zugeführt, und was sich sonst in süßer Heimlichkeit zu vollziehen pflegt, ängstlich gehütet von „ihm“ und „ih“ — jene ersten Zeichen erwachsender Neigung, getroffener Wahl — das beschäftigt hier eine Welt, wird beachtet und berichtigt, gepriesen und verworfen, bis es — Tatsache geworden ist und nun als das einzige Rechte und Schöne gilt. Auch der jugendliche König von Spanien, Alfons XIII., der am



König Alfons XIII. von Spanien.



Prinzessin Victoria Eugenie von Battenberg.

17. Mai 1886 geboren wurde, mithin noch nicht einmal 20 Jahre zählt, ist schon des Bitteren von der Jama „verlobt“ worden, ehe nun wirklich seine Verlobung mit der Prinzessin Ena von Battenberg bestätigt wurde. Uns Deutschen ist der sympathische junge Herrscher von seiner Brautgönnerin her, die ihn auch nach Berlin führte, bekannt; sein frisches, fröhliches Wesen, das die starre spanische Hofetikette noch nicht zu dämpfen vermochte, ist noch in bester Erinnerung.

Eisspiele in der Schweiz. (Zu den nebenstehenden Bildern.) Nicht nur im Sommer gehen jetzt die erholungsbedürftigen Städter in die Berge. Längst hat man erkannt, daß auch der strenge Winter heilende Kraft besitzt. Winterkurorte haben wir jetzt nicht nur in warmen Ländern, sondern auch in hohen durch Berge vor rauhen Winden geschützten Tälern; vor allem ist es aber der Sport, der die Menschen



Wettlauf auf drei Beinen.

Hände nach ihm ausgestreckt. Wir meinen den Mitte Januar verstorbenen Kriegsveteranen Grothues, den man „Held von Düppel“ genannt hat. An den Stürmen auf die Düppeler Schanzen hat Grothues — ein 1838 in Haltern geborener Weiskale — als Soldat des Weiskal'schen Infanterieregiments Nr. 53 teilgenommen, mit einer Bravour und tollkühnen Tapferkeit, die ihn zu einem Lieb-



Geröllern auf dem Eise.



Eislaufen auf dem Eise. Start von sitzender Stellung aus.

Ermlen-Smith Bros. Göttingen, phot.

Eisspiele in der Schweiz.

zur Winterszeit in die Berge lockt. Länger, beständiger hält dort der Frost an, und der Schnee schmilzt nicht so rasch wie in der Ebene. Da gibt es eine weite Bahn für Schneeschuhläufer und für den lustigen Schlittensport aller Art. Auch die Eisbahn steht dort dem Schlittschuhläufer länger zur Verfügung. Namentlich das Verner Oberland in der Schweiz wird seit Jahren im Winter von Sportlustigen aufgesucht, und die Engländer, die den Wert der Spiele im Freien so frühzeitig erkannt haben, sind dort ständige Wintergäste. Wie schön auch der Eislauf ist, auf die Dauer mag es doch langweilig werden, nur verschiedene Touren auf Schlittschuhen einzuläufen. Diese Erkenntnis führte zum Ausdenken allerlei belebender Spiele, die auf dem Eise veranstaltet werden können und den Aufenthalt im Freien kurzweilig machen. Unsere Bilder gewähren uns einen Einblick in dieses Treiben auf der Eisbahn. Da sehen

wir zunächst Vorbereitungen zu einem eigenartigen Wettrennen; es handelt sich um ein „Laufen auf drei Beinen“. Da stehen die Partner zu Paaren vereint am Start. Oberhalb der Fußknöchel und am Knie ist das rechte Bein des einen mit dem linken Bein des anderen zusammengebunden. Beide legen gegenseitig die Arme über die Hüfte des anderen und müssen nun als dreibeinige Doppelsehen auf Schlittschuhen zum Ziel eilen. Schon auf festem Boden ist ein derartiger Marsch beschwerlich; auf dem spiegelglatten Eis wird die Fortbewegung noch besonders erschwert; aber Übung macht auch hier den Meister. Es kommt viel darauf an, daß man sich zu diesem Wettlauf mit einem Genossen verbündet, der möglichst gleich gebaut ist; namentlich eine ungleiche Länge der Beine hindert am Vorwärtsgleiten. Der Anblick eines solchen Wettlaufs ist sehr amüsant. Längst sind die Sieger am Ziel, aber in der Mitte der Eisfläche mühen sich noch die Ungeübteren ab und können trotz allen Schiebens kaum vom Fleck kommen. Ein anderes Spiel bildet das Eierchieben oder Eierrollern. In verschiedenen Gegenden Deutschlands und Englands treibt man es um die Osterzeit. Man rollt die Eier wie Kugeln über den Boden nach einem bestimmten Ziel. Die glatte Eisbahn ist für dieses Eierchieben eine sehr geeignete Fläche. Die Damen haben in dem Spiel eine leichte Aufgabe zu lösen. Sie schieben ihrem Partner das Ei zu. Dieser legt mehr oder weniger flach auf dem Eise und muß durch leichte Handschläge das Ei nach einem bestimmten Ziel treiben. So ganz leicht ist das nicht, denn das gestohene Ei macht im Laufe unvorhergesehene Wendungen und Krümmungen. Es gibt besondere Liebhaber dieses Spiels, die es mit unermüdlichem Fleiß und riesigem Ernst betreiben. Es dürfte aber nicht nach jedermanns Geschmack sein, ebenso wie das Kartoffelspiel, bei dem die Damen Kartoffeln in Schüsseln, die mit Wasser gefüllt sind, hineinlegen. Die Herren müssen dann die Erdäpfel mit den Zähnen herauspölen, und der „Sieger“ darf mit der Dame Schlittschuhlaufen. Ein uraltes Vergnügungsspiel kommt außerdem auf diesen Eisbahnen wieder zu Ehren. Es ist dies das Sechlaufen. Man startet von sitzender Stellung aus. Schon der Versuch, auf die Beine zu kommen, kostet Anstrengungen. Die Wettläufer nehmen dabei, wie unsere Abbildung zeigt, die possiertlichsten Stellungen ein. Beim Laufen, das vielmehr ein Hüpfen darstellt, sind Sprünge nach Känguruhart am zweckmäßigsten und führen am leichtesten zum Ziel. An diesen Beispielen lernt man, wie leicht es ist, durch die einfachsten Mittel auch im Winter in Eis und Schnee die heitersten Spiele zu veranstalten. Freilich die Lust zum Spielen muß man mitbringen; dann aber ist die frohe Heiterkeit nicht der einzige Gewinn, höher noch sind die Stärkung und Durcharbeitung des Körpers in der erquickenden staubfreien Luft und die gründliche Abhärtung zu schätzen.

Italienische Kunstschätze in Amerika. (Zu den Bildern auf dieser Seite.) Erst kürzlich haben wir unseren Lesern von der drohenden Entführung einer wertvollen Madonna da Settignano durch den amerikanischen Milliardär Morgan berichtet, und schon wieder durchlaufen zwei ähnliche alarmierende Bottschaften die gebildete Welt. In einem Fall handelt es sich um einen herrlichen Tizian: das Porträt des Kardinals Bembo im Palazzo Barberini. Das vielumworbene Bild, das eben bei Colnaghi in London hängt und dort das Tagesgespräch der Kunstfreie bildet, wird die Reise übers Meer trotz aller Proteste wohl antreten. Denn so große Anstrengungen das alte Europa auch machen würde,

das Kunstwerk für sich zu behalten — das Gold der amerikanischen Nabobs spricht eine zu überzeugende Sprache. Ein zweites Kunstwerk ersten Ranges: der „Kreuztragende Christus“ von Giorgione, das ehemals im Palast Loschi in Vienza hing, ist von seinem amerikanischen Erwerber schon in Sicherheit gebracht worden — es zielt jetzt die „Galerie Gardner“ in Boston. Graf Zileri dal Verme, der das köstliche Gemälde nach dem Tode der Gräfin Loschi geerbt hatte, verweigerte seinerzeit jede Auskunft, als der Kunstkritiker Corrado Ricci ihn — auf die erste alarmierende Nachricht hin — interpellierte. Inzwischen ist das Aufstochen des Bildes am genannten Ort sowohl in Herbert Cooks Buch „Giorgione“, das der Verleger Bell in London herausgab, wie durch „The Century Illustrated Monthly Magazine“, eine illustrierte Zeitschrift, bestätigt worden. Der florentinische Deputierte Rosadi hat auf diesen Vorfall hin dem neuen Minister des öffentlichen Unterrichts, Herrn De Marinis, eine Eingabe, den Schutz italienischer Kunstwerke betreffend, vorgelegt, die beim nächsten Zusammentritt der Kammer diskutiert werden dürfte. In der Tat ist es Zeit, daß sich Italien, mehr als bisher, gegen solche Plünderung seiner Museen und Paläste schütze.

Kaukünstler. Gut gekaut ist halb verdaut, sagt ein altes Sprichwort, über dessen Wichtigkeit niemand zweifeln kann. „Kaue jeden Bissen mindestens dreißigmal!“ mahnte der alte Gladstone. Das genügt aber nicht allen. Ein wahrer Kaukünstler ist dagegen der Amerikaner Horace Fletcher, über den Dr. S. Möller in seinem Buche: „Wege zur körperlichen und geistigen Wiedergeburt“ berichtet. Nach Fetters Ansicht genügen dreißig Kaubewegungen wohl für Toast und Zwieback, aber Brotkruste erfordert ungefähr 40, Brotkrume ungefähr 50, andere Nahrungsmittel sogar 80 bis 100 Kaubewegungen, während umgekehrt weiche, gut gelochte Nahrung schon durch 5 bis 20 Kauste eingespeichelt, verflüssigt und dann reflektorisch hinuntergeschluckt wird. Alle feste Nahrung soll man so lange gründlich kauen, bis sie vollkommen verflüssigt ist und jeglichen Geschmack verloren hat. Der Teil, der sich nicht verflüssigen läßt, wie die Fasern des Fleisches, die Hülsen des Getreides und der Zellstoff der Gemüße und des Obstes, muß durch das von Zähnen, Zunge, Gaumen und Schlund gebildete natürliche Filter sorgfältig zurückgehalten und aus dem Munde entfernt werden. Eine so gekaute Nahrung wird viel besser ausgenutzt, und darum braucht man bei diesem Verfahren viel geringere Mengen zu verzehren. Fletcher selbst befindet sich bei dieser Lebensweise sehr wohl; für die Mahlzeiten, die er dreimal des Tages hält, braucht er insgesamt nicht mehr als 45 Minuten. Er ist ein fleißiger Radfahrer und legt im Alter von 50 Jahren 80 Kilometer an einem Vormittag spielend zurück. Dabei kommt er mit der Hälfte von Eiweiß aus, das die Physiologen für die tägliche Nahrung eines arbeitenden Menschen verlangen. Ob andere Menschen bei diesem Verhalten auf ihre Rechnung kommen würden, ist aber sehr fraglich. Die Individualität spielt beim Menschen eine große Rolle, und wie die tägliche Erfahrung schon lehrt, zeigt sie sich auch beim Nahrungsbedürfnis. Es gibt wohl Naturen, die mit sehr wenig Nahrung auskommen, aber eine Regel läßt sich davon nicht ableiten. Ohne Zweifel ist ein gründliches Kauen die Vorbedingung einer guten Verdauung, aber in künstlichen braucht man dabei, um gesund zu bleiben, trotzdem nicht zu verfallen.



Kardinal Bembo.
Gemälde von Tizian Beccelli.



Kreuztragender Christus.
Gemälde von Giorgione.